

Dirk Schulte, Carsten Breinker

# Familie mit Zukunft

**Aufmerksamkeit statt Aktionismus**

Unter Mitarbeit von Susanne Wiesmann und Karl Heinz Deutsch  
Köln, 2009

## Impressum

Autoren: Dirk Schulte (Konzept/ Text), Carsten Breinker (Redaktion), mit freundlicher Unterstützung von Karl Heinz Deutsch (Transferzentrum Publizistik und Kommunikation) und Susanne Wiesmann (wiesmannforschenundberaten)/Design und Layout: Barbara Wirtz (barbarawirtz.de) und Simona Orehek (SUPER RTL)/Die Marke Kinderwelten und Kinderwelten-Studien gehört RTL DISNEY Fernsehen GmbH & Co. KG, Picassoplatz 1, 50679 Köln  
Projektleitung Kinderwelten-Studie 2008: Dirk Schulte

Titelfotos: Schulte, Foto Seite 145: Stefan Pick.

Velber Verlag  
Copyright 2009 Family Media GmbH & Co. KG, Freiburg  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 3-86613-429-0.

Die Verwendung von Zitaten ist zulässig, sofern sie mit eindeutigen Quellenangaben versehen sind.

# Inhalt

<b>Vorwort</b>	5
<b>Einleitung</b>	7
<b>Methodik</b>	16

## **Teil I: Familie in der Gesellschaft: Rahmenbedingungen und Handlungsspielräume**

Familie im Wandel	20
Lebenswelten von Eltern und Kindern	27
Kinder in der Medienwelt	53
Zukunft der Kinder	67
Diagramme zu Teil I	70

## **Teil II: Kommunikation in der Familie: Schlüssel zur erfolgreichen Erziehung**

Selbstverständnis von Eltern und Kindern	102
Entwicklungsziele	111
Leitbilder erfolgreicher Familien	115
Das richtige Maß	122
Die Sprache der Kinder	126
Das Familienwerk in der Gesellschaft	134

<b>Fazit</b>	142
<b>Nachwort</b>	148

<b>Anhang</b>	
Über die Autoren	152
Weiterführende Literatur	154

*„Unsere Aufgabe als Eltern ist zum Teil deshalb besonders intensiv und anstrengend, weil unsere Kinder von uns Dinge fordern, die niemand anders von uns fordern könnte und wie es niemand anders tun [...] würde. Wenn wir bereit sind, das ganze Spektrum unserer Erfahrungen wirklich bewusst zu erleben, werden sie uns immer wieder an das Wichtigste im Leben erinnern, einschließlich seiner Mysterien.“*

*Myla & Jon Kabat-Zinn: Mit Kindern wachsen*

## Vorwort

# Problemfall Familie?

Familien haben in Deutschland einen schweren Stand: Einerseits ist das Themenfeld Familie, Kinder und Erziehung Gegenstand vieler Diskussionen und ein beliebtes Spielfeld der Politik. Andererseits scheinen der Lebensstil und die Verpflichtungen, denen sich junge Familien ausgesetzt sehen, so gar nicht in die heutige Zeit zu passen. Die Realität des Familienlebens ist mit den weitverbreiteten Leitwerten Effizienz, Individualität oder Hedonismus unvereinbar. Doch nicht nur aus diesem Grund haben immer mehr Eltern das Gefühl der Überforderung: Zu allem Überfluss werden sie Tag für Tag mit Problematisierungen konfrontiert; sie werden überschwemmt von Studien zu Armut, Übergewicht oder Bildungsdefiziten bei Kindern.

Als wären die Rahmenbedingungen nicht schon schlecht genug, werden gerade die Mütter auch zwischen den Ansprüchen zerrissen: Entweder sie bleiben zu Hause, kümmern sich um die Kinder und lassen sich als Hausmütterchen diffamieren – oder sie geben die (kleinen) Kinder in Betreuungseinrichtungen ab und werden dafür immer noch als karriereorientierte Rabenmütter verurteilt. Dabei kann gerade in Krisenzeiten ein doppeltes Einkommen auch als sozialer Fallschirm fungieren. Den gestiegenen Druck bekommen auch die Kinder zu spüren, die Leistungsgesellschaft ist im Kinderzimmer angekommen. In immer mehr Familien haben Kinder zu „funktionieren“. Ob zweisprachiger Kindergarten oder eine minutiös durchgeplante „Freizeit“: Kinder werden schon früh auf den Ernst des Lebens vorbereitet.

Wie haben sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen entwickelt und welchen Einfluss haben die Veränderungen auf das Familienleben in Deutschland? Welchen Stellenwert hat

Familie in der Öffentlichkeit? Wie gestalten Kinder und ihre Eltern den Alltag? Mit diesen Fragen beschäftigt sich der erste Teil dieses Buches, der in erster Linie die Ergebnisse mehrerer quantitativer Repräsentativstudien vorstellt.

Mindestens genauso wichtig wie die äußeren Rahmenbedingungen sind aber auch die Beziehungen innerhalb der Familie. Im zweiten Teil des Buches widmen wir uns daher den Veränderungen im Miteinander zwischen Eltern und Kindern. Hierfür werden die Ergebnisse mehrerer qualitativ-morphologischer Studien herangezogen.

So viel vorab: Insgesamt betrachtet, geht es zwar den meisten Kindern in Deutschland gut. Doch in immer mehr Fällen müssen Eltern ihre Rolle als Erzieher teilweise unter abenteuerlichen Rahmenbedingungen meistern. Wir werden zeigen, mit welchen Strategien Eltern sich etwas Entlastung im Alltag verschaffen können.

Dieses Buch ist innerhalb von neun Monaten entstanden, in denen uns Susanne Wiesmann und Karl Heinz Deutsch als wissenschaftliche Berater in zahlreichen Gesprächen immer wieder hochinteressante Einblicke zu den Themen Familie und Gesellschaft geliefert haben. Wir freuen uns, dass wir dank ihrer Unterstützung nicht nur Studienergebnisse, sondern auch praxisrelevante Ableitungen vorstellen können. Denn Forschung macht nur Sinn, wenn ihre Erkenntnisse auch in den Alltag einfließen.

Wir hoffen, Sie bekommen durch die Lektüre neue Anregungen für den Umgang mit Kindern und Familie.

Dirk Schulte & Carsten Breinker

## Einleitung

# Raues Klima für Familien

Die aktuelle Situation der Familien lässt sich auf viele grundlegende Veränderungen in der Gesellschaft zurückführen, die ihre Wurzeln vorwiegend in den Neunzigerjahren haben. Die Deutschen starteten in dieses Jahrzehnt mit der Euphorie, die durch die Wiedervereinigung ausgelöst wurde. Vergessen waren die dunklen Wolken am Horizont, die bereits in den Achtzigerjahren aufgezogen waren: Tiefgreifende Veränderungen in der bundesdeutschen Wirtschaft hatten stattgefunden; die Montan- und Stahlindustrie, Symbole der deutschen Wirtschaft, waren die ersten Branchen, die dem Preiskampf im internationalen Wettbewerb nicht standhielten. Ganze Landstriche, wie das Ruhrgebiet oder die Region Saar-Lor-Lux, verloren ihre wirtschaftlichen Wurzeln. Die Familie ist in solchen Zeiten ein idealer Rückzugsort – eine Welt, die vor Veränderungen sicher ist und in der geregelte Strukturen herrschen. Und die werden sorgsam gehütet und bewahrt: Allen Bemühungen der 68er-Bewegung zum Trotz unterschieden sich die Lebenskonzepte und damit auch die Familien der Achtzigerjahre nicht grundlegend von denen der Wirtschaftswunderjahre. Die Aussage „Wir haben es nicht nötig, dass meine Frau arbeiten geht“ steht exemplarisch für den Anspruch vieler „Ernährer“ in dieser Zeit, denn der Hauptverdiener war ohne Frage weiterhin der Mann, die Kinder erzog im Regelfall die Frau, die allenfalls hinzuverdient.

Die Wiedervereinigung brachte für viele Branchen in Westdeutschland einen unerwarteten Aufschwung: Kein Wunder,

dass in dieser Euphorie der Hedonismus die Gesellschaft bestimmte. Deutschland hatte sein ganz spezielles Wunder erlebt und feierte dies generationenübergreifend. Eine Konsumwelle schwappte über das Land.

Die Ernüchterung folgte dann ab 1993: Immer mehr Menschen bekamen nun auch in Westdeutschland ein zunehmend raueres Wirtschaftsklima zu spüren. Mit sich selbst und der deutschen Einheit beschäftigt, hatte man nicht nur die Kosten derselben unterschätzt, sondern auch die weltweiten Anzeichen für einen grundlegenden Wirtschaftswandel ignoriert. Eben noch im Konsumrausch, mussten die Deutschen in Ost und West nun erkennen, dass in der Arbeitswelt plötzlich ein anderer Wind wehte: Lean Production, Kaizen und just in time wurden in vielen Unternehmen zur neuen Religion. Die inflationäre Verwendung des Begriffs „Manager“ ist ein Ergebnis dieser Zeit. Deren Aufgabe bestand vornehmlich darin, die Unternehmen umzukrempeln, Produktivitätsreserven zu suchen, Kostensenkungsprogramme durchzuführen und Qualitätsziele neu zu definieren. Arbeiter und Angestellte mussten sich immer schneller wechselnden Anforderungen anpassen, mussten sich mit Themen wie Kundenorientierung und Kommunikation beschäftigen und wurden auf Gruppenarbeit und Teamwork eingeschworen.

Nicht nur die wirtschaftlich Schwachen, auch der ehemals solide Mittelstand sah sich plötzlich vom Gespenst der Arbeitslosigkeit bedroht. Selbst das bereits Erwirtschaftete schien nicht mehr sicher, riet doch nun der Staat zu privater Altersvorsorge im Rahmen der „Eigenverantwortung“. Produkte dafür gab es zuhauf, denn die Unternehmen, die die neuen Businesswerte perfekt umsetzten, wurden mit einer stürmischen Entwicklung ihrer Aktien belohnt. Und davon profitierten nicht wenige private Anleger.

## **Businesswerte bestimmen das Familienleben**

Die Familie, ehemals Rückzugsort und Gegenpol zur Arbeitswelt, war in vielen Belangen mit der Gedanken- und Wertewelt der Wirtschaft verschmolzen. Vorwiegend die Väter hatten diese neuen Werte in die Familien getragen. Mehr Flexibilität im Umgang mit der Familie war gefragt – von der räumlichen Mobilität bis hin zur Bereitschaft für flexible Arbeitszeiten. Rückblickend können diese Veränderungen durchaus als kulturprägend eingestuft werden.

Vor dem Hintergrund der angespannten wirtschaftlichen Lage wurde für viele Familien ein doppeltes Einkommen unverzichtbar, während für eine professionelle Nachmittagsbetreuung – falls verfügbar – kein Geld übrig blieb. Dadurch konnten viele Frauen nur einem Halbtagsjob nachgehen, um den herum sie das Familienleben zu organisieren hatten. War die gesellschaftliche Stimmung in der zweiten Hälfte der Neunzigerjahre also eher negativ, gab es zum Jahrtausendwechsel einen neuen Euphorieschub: Das Internet boomte und eröffnete völlig neue Märkte. Mit dem Platzen der Dotcom-Blase setzte dann aber bald wieder Ernüchterung ein.

## **Angst vor dem Abstieg bewegt die Mittelschicht**

Die Sozialsysteme hatten mit der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung nicht Schritt gehalten. Es zeigte sich, dass der alte Standard der sozialen Versorgung, wie er in der Bundesrepublik aufrechterhalten worden war, nicht mehr lange finanzierbar sein würde, denn die immer komplizierter werdende Arbeitswelt koppelte immer mehr Menschen ab und ließ die Ausgaben für Sozialleistungen explosionsartig anwachsen. Mit

den Hartz-Reformen verabschiedete sich Deutschland von den gewohnten Standards – und vergrößerte zwangsläufig die gesellschaftlichen Gräben. So identifizierte die SPD-nahe Friedrich-Ebert-Stiftung in einer Studie im Jahr 2006 6,5 Millionen Deutsche, das sind immerhin 8 Prozent der Gesamtbevölkerung, als „abgehängtes Prekariat“. In Ostdeutschland gehören laut dieser Studie sogar 25 Prozent der erwachsenen Bevölkerung zu dieser Gruppe, die fortan als „neue Unterschicht“ bezeichnet wurde.

Die Forscher ermittelten auch, dass 63 Prozent aller befragten Deutschen Angst vor den gesellschaftlichen Veränderungen haben; 46 Prozent empfinden ihr Leben als ständigen Kampf, 44 Prozent fühlen sich vom Staat alleingelassen. Die Hälfte der erwachsenen Bevölkerung (49 Prozent) sieht ihren Lebensstandard als bedroht an. Mitglied der Mittelschicht zu sein, ist keine Garantie für ein weitgehend sorgenfreies Leben mehr. Gerade der Mittelschicht wird aber für die Gesamtgesellschaft eine besonders stabilisierende Funktion zugeschrieben, denn sie ist Vorbild für den gesellschaftlichen Aufstieg und Leistungsmotivator.

Die dargestellten Entwicklungen machen deutlich, warum heute besonders viele Familien unter Druck stehen: Einerseits ist die wirtschaftliche Lage kritischer denn je – nur einen Hauptverdiener im Haushalt zu haben, kann buchstäblich die Existenz kosten. Doch ein zweites, gleichwertiges Einkommen lässt sich mit Kindern im Haushalt kaum erzielen: Zu groß sind dafür nach wie vor die Lücken in der staatlichen Betreuung und eine vollständig privat finanzierte Betreuung können sich viele Familien nicht mehr leisten. Familie zu haben wird zum Risikofaktor.

Dass sich Beruf, Familie und persönliche Entwicklung vereinbaren lassen, demonstrieren andere Länder Europas. Dort, wie zum Beispiel in Frankreich und Schweden, herrscht aber auch

Einigkeit darüber, dass Familien und Kinder für die Gesellschaft unverzichtbar sind. Was die konsequente staatliche Unterstützung der Frauen bei der Vereinbarung von Familie und Beruf angeht, haben diese Staaten einen Vorsprung von etwa 30 Jahren, während man in Deutschland gerade anfängt, die Kinderbetreuungsangebote aufzustocken. Gerne wird der Politik in Deutschland die alleinige Schuld an der Familienmisere gegeben, denn es scheint an Ansätzen zu fehlen, die die größten Versäumnisse thematisieren und systematisch lösen. Aber woher sollen die Benchmarks auch kommen, wenn es noch nicht einmal einen gesellschaftlichen Konsens darüber gibt, welche Rolle und Bedeutung die Familie hat. Die deutschen Familien haben sich erstaunlich flexibel den sich ändernden Rahmenbedingungen angepasst. Doch der Spielraum scheint ausgereizt zu sein: Viele Familien stehen gerade angesichts der anhaltenden Wirtschaftskrise mit dem Rücken zur Wand.

Familie heute ist weniger denn je ein abgeschirmter Rückzugsort. Das soziale System „Familie“ ist permanent den Einflüssen seiner Umwelt ausgesetzt und muss manchmal mit aller Kraft und höchstem Ressourceneinsatz dafür sorgen, dass seine Mitglieder Gemeinsamkeit entwickeln und Eltern ihre Rolle als solche überhaupt wahrnehmen können. Entlastung im Alltag zu finden ist daher das zentrale Thema – für Eltern und für Kinder.

## Veränderungen beginnen im Kleinen

Die Erfahrung zeigt: Auf Veränderungen in den Rahmenbedingungen zu warten, führt nur zur Resignation. Grundlegende gesellschaftliche Veränderungen brauchen nun einmal Zeit. Eltern von Kindern, die auf Betreuungsplätze angewiesen sind, können ein Lied davon singen, wie weit politischer Wille und

Alltagssituation auseinander liegen. Und auch bis eine allfällige grundlegende Überarbeitung des deutschen Bildungssystems umgesetzt ist, die über kurzfristigen Aktionismus hinausgeht, dürfte der heutige Grundschüler schon längst mitten im Berufsleben stehen.

Das heißt nicht, dass man sich mit den Rahmenbedingungen abfinden und den Rückzug ins Private wählen sollte. Aber auf Entlastung von außen zu warten, ist ebenfalls müßig. Gerade Eltern können viel im direkten Umgang mit den eigenen Kindern erreichen. Sie können ihren Kindern die richtigen Einstellungen vermitteln, das passende „Handwerkszeug“ zur Verfügung stellen, damit sich diese auch unter widrigen Verhältnissen behaupten können.

Dazu allerdings ist unter Umständen ein Bewusstseinswandel notwendig. Denn natürlich ist es auch bequem, anderen die Schuld an Problemen zu geben. Doch letztlich sind die heutigen Verhältnisse nur das konsequente Ergebnis der grenzenlosen Individualisierung der Gesellschaft, die in den Neunzigerjahren begann und sich bis heute weiterhin beschleunigt.

Wer „Lebensqualität“ über nahezu unbegrenzten, oft genug sinnentleerten Konsum definiert hat, ohne sich über die gesellschaftlichen Folgen im Klaren zu sein, sollte nicht nach der Solidargemeinschaft oder dem Staat rufen, wenn er Unterstützung bei der Erziehung der eigenen Kinder braucht. Ein Anteil des Bildungshaushalts von gerade einmal 2,9 Prozent am Bruttoinlandsprodukt (2009) spiegelt letztlich nur wider, welchen Stellenwert unter konkurrierenden Interessen die Zukunft der Kinder hat. Zur Einordnung: Dies sind 10,2 Milliarden Euro, ein Betrag, der angesichts der Bürgschaften, die der Staat kurzfristig notleidenden Unternehmen zur Verfügung stellt, lächerlich gering ist.

Auf der anderen Seite gibt es momentan Stimmen, die darauf hinweisen, dass auch unabhängig von der aktuellen Wirtschafts-

krise in den westlichen Industrieländern die durchschnittlichen Wachstumsraten des realen Bruttoinlandsprodukts seit Jahrzehnten kontinuierlich zurückgehen. Es ist also gut möglich, dass wir uns für immer vom gewohnten ökonomischen Wachstum verabschieden müssen und neue (alte) gesellschaftliche Werte anstelle von Wachstum und Konsum in den Vordergrund stellen müssen. Experten wie Professor Dr. Meinhard Miegel formulieren sogar die Hoffnung, dass diese Entwicklung und die aktuelle Krise automatisch zu einer Rückbesinnung auf Werte wie Gemeinschaft, Solidarität, Nachhaltigkeit, und familiäre und regionale Bindungen führen wird.

Die Lösung kann also lauten: Schwierigkeiten in der Familie erkennen und die Verantwortung für ihre Überwindung selbst übernehmen. Das muss keine Mammutaufgabe sein. Im zweiten Teil dieses Buches möchten wir zeigen, wie mithilfe unaufgeregter Aufmerksamkeit Probleme in der Familie schon im Vorfeld erkannt und behoben werden können. Gesucht werden keine Super-Eltern, sondern Eltern, die sich ihrer wichtigsten Aufgabe, nämlich ihren Kindern Unterstützung zu geben, wieder bewusst werden.

## Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten

Wer sich professionell mit dem Themenbereich Erziehung beschäftigt oder vielleicht als Elternteil schon zahlreiche Ratgeber gelesen hat, mag sich fragen: Warum sollte gerade der in diesem Buch vorgestellte Lösungsansatz mehr bringen als die zahlreichen auf dem Markt vorhandenen Ratgeber?

Ein Grund ist, dass es in diesem Buch nicht in erster Linie um Meinungen geht, sondern um Forschungsergebnisse. Aber natürlich sind Forschungsdaten kein Wert an sich und Interpretation ist immer subjektiv. Ein weiterer wichtiger Aspekt

dürfte daher die vorurteilsfreie Kombination quantitativer und qualitativer Studien sein, die dieses Buch kennzeichnet. Quantitative Studien machen sichtbar, welche Entwicklungen sich in der Gesellschaft im Ganzen vollziehen. Mit ihrer Hilfe lässt sich vortrefflich aufdecken, welche Rahmenbedingungen maßgeblich für den Entwicklungserfolg von Kindern sind. Durch sie erfährt man etwa, wie groß der Anteil der Familien mittlerweile ist, die sich – warum auch immer – in einer prekären Situation befinden. Wozu sie nur bedingt geeignet sind, ist zu zeigen, wie sich das ändern lässt.

Ein Beispiel: Quantitative Studien zeigen immer wieder, dass stark überdurchschnittlicher Konsum elektronischer Medien mit der Vernachlässigung sozialer Kontakte einhergeht. Etwas schwieriger ist es schon, die Kausalität zu ermitteln: Wenden sich bestimmte Menschen stärker Medien zu, weil sie Defizite im Umgang mit anderen Menschen haben, oder – so der gängige Allgemeinplatz – führt Mediennutzung zu Vereinsamung? Ganz gleich, für welche Variante man sich entscheidet: Die Schlussfolgerung wäre, dass Eltern irgendwie in den Umgang ihrer Sprösslinge mit Medien eingreifen müssten.

Doch welche Motive stehen hinter der Hinwendung zu Medien? Aus welchen Gründen werden Medien in der Familie eingesetzt – und welche Rolle spielen die Eltern hierbei bewusst oder unbewusst? Welche konkreten Ansatzpunkte liefert der Familienalltag? Und was haben Eltern konkret davon, wenn sie eingreifen? Dies aufzudecken vermag die qualitative Forschung. Das vorliegende Buch setzt dabei auf Einsichten aus Studien aus dem Bereich der Morphologie. Das Forschungskonzept der Morphologischen Psychologie wurde von Wilhelm Salber in den Sechzigerjahren an der Universität zu Köln entwickelt. Die Morphologische Forschung ist ganzheitlich: Sie berücksichtigt alle Phänomene, die sich im Zusammenhang von Kindern, Jugendlichen und Familien zeigen, sie hört sich in tiefenpsycho-

logischen Interviews mit den Befragten ausführlich an, wie der Alltag dieser „Zielgruppen“ aussieht und vor allem, wie er erlebt und verstanden wird. Alles, was die Befragten äußern, wird aufeinander und auf den Kontext bezogen. Die so erhobenen psychologischen Fakten und Wirksamkeiten werden nach einem Konzept geordnet. Aus der Kombination dieser qualitativen Methode mit den Ergebnissen der quantitativen Studien entstehen weitaus tiefere Einblicke, als sie eine isolierte Herangehensweise erlauben würde.

Ein weiterer Grund, der dieses Buch von der üblichen Literatur zum Thema Familie und Erziehung unterscheidet: Im Mittelpunkt stehen weder die Gesellschaft, noch Eltern oder Kinder. Es setzt vielmehr den Fokus auf die Beziehungen untereinander. Denn der alltägliche Umgang von Eltern mit Kindern oder das Verhältnis, das etwa Vorgesetzte ohne Familie zu ihren Mitarbeitern mit Kindern haben, schaffen erst das, was gerne distanziert als „Rahmenbedingungen“ bezeichnet wird. Dieser Perspektivwechsel bringt neuen Handlungsspielraum: Betrachtet man die Familiensituation mit all ihren Einflussfaktoren als Ganzes, wird man dazu neigen, die Situation fatalistisch als unveränderbar wahrzunehmen. Erst der Blick auf die Details des alltäglichen Umgangs ermöglicht, die Probleme in der Mikroebene wahrzunehmen und sie als durchaus bewältigbar zu erkennen.



## Methodik

# Kinderwelten unter der Lupe

Um umfassende Einsichten in das Leben der Familien und Kinder in Deutschland zu erhalten, beauftragt der Kinder- und Familiensender SUPER RTL in regelmäßigen Abständen aufwendige qualitative und quantitative Studien, bei denen Kinder und Jugendliche sowie deren Eltern befragt werden. Um ein aktuelles Bild zu erhalten, werden im Folgenden zunächst wichtige Ergebnisse externer Quellen referiert, bevor wir dann die Ergebnisse der Kinderwelten-Studie 2008 präsentieren. Die Kinderwelten-Studie besteht aus einem quantitativen und einem qualitativen Teil. Auf letzteren wird in der zweiten Hälfte des Buches detailliert eingegangen. Die quantitative Kinderwelten-Studie 2008 ist repräsentativ für knapp 6 Millionen Schulkinder im Alter von 6–13 Jahren, die die erste bis achte Klasse besuchen. Damit trifft die Studie Aussagen über 4,9 Millionen Haushalte beziehungsweise Familien in Deutschland.

Die gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahre haben Familien als Ganzes mehr und mehr unter Druck gesetzt – die Anforderungen, den familiären Alltag zu gestalten, sind spürbar gestiegen. Um das kindliche Wohlbefinden („Well-Being“) vor dem Hintergrund dieser veränderten Rahmenbedingungen adäquat abzubilden, haben wir uns im Rahmen der Kinderwelten-Studie 2008 auch an international etablierten wissenschaftlichen Arbeiten und ihren Standardfragen orientiert. Damit kamen bewährte, testtheoretisch validierte Fragen zum Einsatz. So war es möglich, die Medienbedeutung und -nutzung seitens der Kinder konsequent im Zusammenhang mit

## 1

### Die Kinderwelten-Studie 2008

- Repräsentativ für knapp 6 Mio. Schulkinder im Alter von 6–13 Jahren, die die Klassen 1–8 besuchen.
- Sie wachsen in ca. 4,9 Mio. Haushalten bzw. Familien auf.
- In den Familien leben mit den Kindern noch
  - 4,9 Mio. Mütter und
  - 4,4 Mio. Väter.
- Für die Studie wurden 800 Kinder zu Hause mündlich von einem Interviewer befragt, währenddessen füllte ein Elternteil einen Selbstausfüll-Fragebogen aus.
- Auftraggeber: SUPER RTL, RTL Disney Fernsehen GmbH & Co KG
- Durchführendes Institut: Transferzentrum Publizistik und Kommunikation, München
- Feldzeit: 29.10.–14.12.2007

den wichtigsten sozialpsychologischen Einflussfaktoren ihres Daseins zu interpretieren, nämlich Familienklima, Schulerleben und Freundeskreis. Als Leitstudien dienten dabei die Paneluntersuchungen des Deutschen Jugendinstituts (DJI-Kinderpanel 2005) sowie der mit über 17.000 untersuchten Kindern und Jugendlichen im Alter von 0–17 Jahren durchgeführte Gesundheitssurvey des Robert Koch Instituts, Berlin (KIGGs 2007). Im Wesentlichen sind es die folgenden Fragen, Skalen und Statementbatterien, die den Vergleich der letzten Kinderwelten-Studie (2008) mit diesen Leitstudien ermöglichen:

1. der Strength and Difficulties Questionnaire – SDQ (Goodman 1997): Seine Statements erfassen bei Kindern und Jugendlichen Verhaltensauffälligkeiten, emotionale Probleme, Hyperaktivitätsprobleme sowie Schwierigkeiten und Stärken im Umgang mit Gleichaltrigen;
2. der Berner Fragebogen zum Wohlbefinden Jugendlicher (Grob, Lüthi, Kaiser 1991);
3. die Selbstwirksamkeitsskala (Schwarzer & Jerusalem 1999);
4. die Social Support Scale (Donald & Ware 1984) sowie
5. Familienklima-Skalen (Schneewind, Beckmann, Hecht-Jackl 1985).

TEIL I

# Familie in der Gesellschaft

Rahmenbedingungen und  
Handlungsspielräume

## Privatsache Familie

Familien sind immer ein Spiegelbild der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Welche Rollen Väter und Mütter einnehmen und überhaupt einnehmen können, ist stark vom Zeitgeist abhängig. In gewisser Weise sind Familien damit eine Miniatur der Gesellschaft.

So wurde in den Fünfzigerjahren die Rolle der Frau im Haushalt über die Erwartungshaltungen des Ehemannes definiert. Zwar hatten die „Trümmerfrauen“ erst wenige Jahre zuvor gezeigt, dass sie durchaus ihren „Mann“ stehen können. Doch im darauffolgenden Wirtschaftsboom fiel man schnell wieder in die alten Rollenmodelle zurück. Die Männer nahmen wieder die alte Position als „Ernährer“ der Familie ein, die Frauen hatten sich um den Haushalt zu kümmern und dafür zu sorgen, dass sich der Mann bestmöglich für die Arbeit erholen konnte.

Aber nicht nur die individuellen Rollen waren klar verteilt. Vor allem gab es auch einen gesellschaftlichen Konsens darüber, wie Familie zu funktionieren hatte. Es gab also eine Idealform von Familienleben, der man nachstrebte. Außer Frage stand dabei, dass Väter wie Mütter mit der Geburt des ersten Kindes ein gehöriges Maß an Verantwortung übernahmen und auch bereit waren, dafür Einschränkungen in Kauf zu nehmen.

Rund sechzig Jahre später existiert eine Vielzahl von konkurrierenden Familienmodellen. Dafür gibt es zahlreiche Ursachen: Mit der Pille hatten junge Paare Mitte der Sechzigerjahre die Möglichkeit erhalten, frei zu bestimmen, ob und wann sie Kinder bekommen würden. Und davon wurde reichlich Gebrauch gemacht: Während des Pillenknicks zwischen 1965 und 1975 sank die Geburtenrate fast um die Hälfte und ist seitdem – mit kurzen Ausnahmen – kontinuierlich gesunken. Selbst in den 16

Jahren von 1991 bis 2007 sank die Anzahl der Geburten nochmals um fast 19 Prozent.

Durch die Emanzipationsbewegung, die Ende der Sechzigerjahre in Deutschland an Fahrt gewann, begannen auch immer mehr Frauen, ihre Rolle in der Gesellschaft generell zu hinterfragen. Mit zunehmender wirtschaftlicher Unabhängigkeit der Frauen sank auch die Abhängigkeit vom ehemaligen „Ernährer“. So verwundert es nicht, dass die Scheidungsraten seit den Siebzigerjahren mit kurzen Unterbrechungen kontinuierlich steigen. Auch die Zahl der Eheschließungen ist rückläufig. Je mehr Beziehungen im Leben geschlossen und wieder gelöst werden, umso wahrscheinlicher wird es auch, Kinder aus verschiedenen Beziehungen zu haben. Heute wird jedes dritte Kind außerhalb einer Ehe geboren. Auch sprachlich lässt sich diese Entwicklung übrigens nachvollziehen: Bezeichnete man früher diese Kinder als „illegitime Kinder“, wandelte sich dieser Begriff allmählich über die „unehelichen Kinder“ zu den „nichtehelichen Kindern“. Erst seit 1998 spricht man von „Kindern nicht miteinander verheirateter Eltern“. Damit trägt die Sprache nur der Realität Rechnung, denn mit einem Anteil von 31 Prozent dieser Kinder an allen Geburten im Jahr 2007 (1991: 15 Prozent) ist dies längst keine Besonderheit mehr.

Der vielleicht wichtigste Grund für die Vielfalt an Familienmodellen ist aber, dass seit nunmehr 50 Jahren ein ungebrochener Trend zur Individualisierung anhält. Früher konnte man sein Anderssein nur durch Konsum bzw. Statussymbole ausdrücken. Der Rahmen, innerhalb dessen etwa Familienkonstellationen gesellschaftlich geduldet wurden, war eng. Scheidungskinder und alleinerziehende Mütter wurden stigmatisiert. Kein Vergleich zu heute: In immer neuen Konstellationen wohnen Kinder aus früheren Beziehungen gemeinsam mit den neuen Partnern der Mütter oder Väter unter einem Dach. Familie ist heute weder zwangsläufig auf ewig angelegt noch ist sie in einen fes-

ten formalen Rahmen gepresst. Für das vorliegende Buch gilt: Unter Familie werden alle Lebenspartnerschaften verstanden, bei denen ein Kind im Haushalt lebt. Ob es sich dabei um ein Kind aus der aktuellen Beziehung handelt, ob die Eltern verheiratet sind oder nicht, spielt keine Rolle. Damit werden wir der gesellschaftlichen Realität in Deutschland gerecht, denn: Die klassische Familie ist auf dem Rückzug. Noch allerdings leben drei Viertel aller Familien nach diesem Modell.

Was unter den Begriff „Familie“ zu fassen ist, hat sich in den letzten Jahrzehnten also sehr stark ausdifferenziert. Aber diese Vielfalt führt auch zu Problemen: Wenn alles möglich und toleriert ist, gibt es auch keine eindeutigen Vorbilder, an denen sich Eltern orientieren können. Früher, als es noch einen Konsens über Familie gab, war dieser auch ein Ziel, nach dem man streben konnte, um die „ideale“ Familie zu schaffen. Das vereinfachte auch die soziale Kontrolle, etwa durch die Nachbarn: Man wusste einfach, was „richtig“ und was „falsch“ war. Heute sind die Eltern fast völlig frei darin, ihren Lebensentwurf zu gestalten – und sehen sich oft genug damit überfordert, ein altersgerechtes Umfeld für Kinder zu schaffen. Hinzu kommt: Obwohl es eine große Bandbreite von möglichen und gesellschaftlich mehr oder weniger akzeptierten Familienkonstellationen gibt, haben viele Eltern gleichzeitig das klassische traditionelle Familienbild als Idealvorstellung abgespeichert. Insgesamt hat sich zwar die Toleranz gegenüber den neuen Lebensentwürfen deutlich erhöht. Als Idealbild einer Familie dominiert aber immer noch eindeutig das verheiratete Paar mit Kind – laut einer Untersuchung des IfD Allensbach haben 91 Prozent der 20- bis 44-Jährigen diese Vorstellung.

Das führt oft zu einer grundsätzlichen Verunsicherung, da man sich immer wieder fragt: „Machen wir das alles richtig?“, „Hätte ich nicht doch die Beziehung mit dem leiblichen Vater/der

leiblichen Mutter aufrechterhalten sollen, um den Kindern eine unbeschwerte Kindheit zu ermöglichen?“, „Haben die Kinder es in unserer Patchworkfamilie wirklich genauso gut wie in einer traditionellen Familie?“, „Werden die Kinder in der Kinderbetreuung oder der Ganztagschule wirklich gut behandelt?“ etc. Zahlreichen Instanzen und einer ganzen Erziehungsindustrie ist daran gelegen, auf ihre jeweilige Sichtweise der Dinge hinzuweisen und aufzuzeigen, welche Gefahren für Kinder drohen. Vor dem Hintergrund dieser Kakophonie können auch die motiviertesten Eltern leicht resignieren.

## Toleranz gegenüber Kindern sinkt

Auch die öffentliche Wahrnehmung gegenüber Kindern hat sich geändert. Immer mehr Menschen sehen Kinder mehr als „kleine Tyrannen“ denn als kleine Sonnenscheine, insbesondere dann, wenn sie nicht nach den Vorstellungen der Erwachsenenwelt funktionieren. Das Resultat ist eine soziale Entmischung: Rentner wollen ihre Ruhe haben, Anwohner klagen mit Bezug auf das Immissionsschutzgesetz gegen Kindergärten. Der Tenor: Wer meint, unbedingt Kinder haben zu müssen, soll doch bitte damit die Umwelt nicht belästigen.

Falsche Erwartungshaltungen, katastrophale Rahmenbedingungen, eine sinkende Akzeptanz für Kinder in der Gesellschaft und gleichzeitig eine geringe Bereitschaft, auf individuelle Freiheiten zu verzichten, machen vielen Paaren die Entscheidung, ein Kind zu bekommen, schwer. Zwar gibt es eine große Sehnsucht nach Familie; so finden laut Shell Jugendstudie drei Viertel der 15- bis 25-Jährigen, dass man eine Familie braucht, um glücklich zu werden. Doch tatsächlich lassen sich Paare immer mehr Zeit bis zum ersten Kind. Zunächst möchte man die persönlichen Freiheiten ausleben, möchte Karriere machen.

Stellen sich dann mit Ende 30 bei vielen Paaren immer drängender die Fragen nach Sinn, Erfüllung und den richtigen Prioritäten im Leben, ist es für viele Frauen schwierig, noch Kinder zu bekommen. Aus Sicht der meisten 18- bis 44-jährigen Frauen ist das ideale Alter, ein Kind zu bekommen, zwischen 25 und 35 Jahren, so eine Untersuchung des IfD Allensbach aus dem Jahr 2004. Doch tatsächlich steigt das Alter, in dem Frauen das erste Kind bekommen, immer weiter an.

Eine Momentaufnahme des Jahrgangs 1960 zeigt, dass die geringe Geburtenrate durchaus ein deutsches Phänomen ist: Während in Frankreich und Norwegen nur 10 bzw. 11 Prozent der Frauen dieser Alterskohorte im Jahr 2005 kinderlos waren, waren es in Deutschland 26 Prozent.

## Herausforderung Elternschaft

Denjenigen, die sich trotzdem für Kinder entscheiden, weht ein rauer Wind ins Gesicht, wird doch von den Eltern gefordert, die Verschlechterung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu kompensieren. Kinder, und damit auch der Nachwuchs, der später für die immer älter werdende Gesellschaft aufkommen muss, werden „privatisiert“: Die Gesellschaft profitiert, den Aufwand tragen die Eltern.

Die Defizite in der Infrastruktur auszugleichen, die Kinder trotz eines veralteten Schulsystems fit für den Arbeitsmarkt zu machen und nebenbei noch ein ganz normales Familienleben zu führen, ist schon für Eltern aus der Mitte der Gesellschaft eine Herausforderung. Noch größer ist das Gefahrenpotenzial aber im sogenannten Prekariat. Hier stammen die Eltern tendenziell aus bildungsfernen Schichten, d.h., diese können ihre Kinder nur begrenzt selbst fördern. Gleichzeitig geht ein geringes Ausbil-

dungsniveau auch mit geringem Einkommen, oft Hartz IV, einher. Geld für private Nachhilfe zu bezahlen, ist diesen Familien kaum möglich.

Es ist inzwischen ein Allgemeinplatz, aber dennoch bleibt es wahr: Die Gräben in der Gesellschaft weiten sich und immer öfter sind es Kinder, die darunter zu leiden haben. Etwa 80.000 Kinder unter 18 Jahren wachsen in Deutschland zurzeit unter ungünstigsten Zukunftsperspektiven auf.

Daraus nun den Umkehrschluss zu ziehen, dass in Familien, die keine wirtschaftlichen Sorgen plagten, alles in Ordnung ist, wäre aber zu kurz gegriffen. Die grundlegenden Probleme, nämlich eine latente oder offenkundige Überforderung der Eltern ohne ausreichende Entlastungsmöglichkeiten, treffen auch die Besserverdienenden. Diesen bleibt allerdings die Möglichkeit, sich teilweise aus der Belastung freizukaufen, indem sie etwa auf Tagesmütter oder Nachmittagsbetreuung setzen, ihre Kinder zur Nachhilfe oder gar auf eine der boomenden Privatschulen schicken, die sich in vielen Fällen neben der Bildung auch um das soziale Miteinander der Schüler bemühen.

Letzteres dient durchaus auch der Zukunftssicherung, wie der Trend belegt, wieder mehr auf klassische Erziehungsziele zu achten: Zu beobachten ist eine Renaissance von Sekundärtugenden wie Pünktlichkeit, gutes Benehmen oder die Bereitschaft, sich in eine Ordnung einzupassen. Laut einer Studie des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend aus dem Jahr 2006 stieg etwa für die Eltern die Relevanz von Höflichkeit binnen 15 Jahren von 68 auf 89 Prozent und die Erwartung, dass sich ihre Kinder in eine Ordnung einzupassen bereit sind, von 28 auf 41 Prozent. Diese Werte sind auch ein Indiz dafür, dass Eltern aller Schichten verzweifelt auf der Suche nach Orientierung für sich und für die Erziehung ihrer Kinder sind. Davon abgesehen wünschen sich manche Eltern vermutlich, dass die Kinder bestimmte Werte verinnerlichen,

von denen man weiß, dass man versäumt hat, sie ihnen durch Erziehung zu vermitteln.

Unabhängig vom verfügbaren Einkommen gibt es in den Schichten Trends zu bestimmten Erziehungsstilen. Man kann allerdings nicht davon ausgehen, dass allein die Schichtzugehörigkeit einen bestimmten Erziehungsstil mit sich bringt, die Zusammenhänge und Einflussfaktoren sind weitaus komplexer. Dennoch kann man gewisse statistische Unterschiede benennen: Mittel- und Oberschicht-Eltern sind z.B. eher bereit, Kinder in Gespräche und Entscheidungen einzubeziehen und elterliche Regeln oder Verbote zu begründen. Sie werden in der Regel die Interessen ihrer Kinder stärker fördern und sich aktiv an den Angelegenheiten der Schule beteiligen.

Eltern aus unteren sozialen Schichten halten häufiger an der Idee des natürlichen Aufwachsens fest (Natural Growth) und sehen ihre elterliche Verantwortung eher in der materiellen Fürsorge als in der Förderung und Berücksichtigung kindlicher Gefühle, Gedanken und Leidenschaften.

Fürsorge und Rückhalt bilden den Nährboden für kindliches Selbstbewusstsein, unabhängig von der Schichtzugehörigkeit der Eltern. Das kindliche Selbstbewusstsein ist immer dann besonders stark ausgeprägt, wenn die Familie als emotional positiv erlebt wird, die sozialen Kontakte stimmen und die Familie Zeit mit gemeinsamen Unternehmungen verbringt. Gerade vor dem Hintergrund des schulischen Drucks und einer tendenziell kinderfeindlichen Gesellschaft ist der Elterneinfluss auf das kindliche Wohlfühlen umso wichtiger! Eine glückliche, sorgenfreie Kindheit ist nicht mehr selbstverständlich – umso wichtiger ist es, dass Eltern ihren Umgang mit den Kindern und deren Lebensbedingungen bewusst reflektieren.

## Lebenswelten von Eltern und Kindern

# Die Grenze der Belastbarkeit

## Familienstrukturen

Ein Blick auf die Familienstrukturen zeigt: In rund drei Viertel der Familien wachsen die Kinder noch in der traditionellen Familie, also gemeinsam mit dem leiblichen Elternpaar, auf (Abb. 2, alle Abbildungen ab S. 71). 14 Prozent der Kinder leben bei der alleinerziehenden Mutter, dagegen nur 2 Prozent beim alleinerziehenden Vater. Die sogenannten Patchwork-Familien, bei denen leiblicher Vater oder leibliche Mutter mit einem neuen Lebenspartner zusammenleben, stellen 8 Prozent der Haushalte. In den meisten Familien (50 Prozent) leben zwei Kinder, 29 Prozent der Paare haben nur ein Kind. Für mehr als zwei Kinder können sich nur rund ein Fünftel der Paare entscheiden.

## Lebensumfeld

Seit der Erhebung im Rahmen der Kinderwelten-Studie 2002 hat sich die Wohnsituation der Familien erheblich verändert: Seinerzeit lebte knapp ein Drittel (32 Prozent) in Wohneigentum. Heute dagegen ist dieser Anteil auf 44 Prozent angestiegen (Abb. 3). Immer mehr Familien haben sich also den Traum vom Wohnen im eigenen Reich erfüllt. Über die individuellen Gründe, die Mietwohnung aufzugeben und sich ein Haus oder eine Eigentumswohnung zuzulegen, kann hier nur spekuliert werden. Fakt ist aber, dass sich das Familienleben schon seit Jahren in den privaten Raum zurückzieht. Sinkende Geburten-

raten führen gleichzeitig dazu, dass immer weniger Kinder im öffentlichen Raum präsent sind. Und je seltener etwa die Geräusche tobender Kinder zu hören sind, umso eher fallen sie auf und werden vielleicht von kinderlosen Nachbarn als störend wahrgenommen. Problemen wie diesen entgehen viele Familien, indem sie in junge Neubauviertel ziehen, in denen dann auch die Infrastruktur, wie Kindergärten, Schulen etc., stimmt. Insgesamt sagen 85 Prozent der Familien, dass sie sich nicht über ihre Nachbarn beschweren können und gute Kontakte pflegen (siehe Abb. 4).

Vier Fünftel der Familien bezeichnen ihr Wohnumfeld als sehr kinder- und familienfreundlich. Das scheint allerdings das Ergebnis einer gezielten und letztlich geglückten Suche nach dem richtigen Wohnumfeld zu sein, denn nach ihren Erfahrungen mit der gesamten Gemeinde gefragt, findet nur noch die Hälfte der Befragten, dass diese kinder- oder familienfreundlich sei. So verwundert es auch nicht, dass 90 Prozent der Eltern der Meinung sind, Städte und Gemeinden könnten familienfreundlicher werden (Abb. 5). Dabei spiegeln die kommunalen Bemühungen nur die Gesellschaft wider: 96 von 100 befragten Eltern sind nämlich der Meinung, dass die Gesellschaft als Ganzes kinderfreundlicher sein könnte – dagegen meinen nur 15 Prozent, dass der Staat genug für Familien mit Kindern leiste. Die Ursache hierfür dürfte in vielen verschiedenen Aspekten zu suchen sein, wie Kindergarten- und Schulangeboten, verfügbaren Betreuungsplätzen oder Erleichterungen für berufstätige Eltern. Die Stimmung fasst auch die aktuelle Studie der Zeitschrift ELTERN „Das Lebensgefühl junger Eltern“ aus dem August 2009 treffend zusammen: Immerhin 38 Prozent aller befragten Eltern antworten auf die Frage, ob man mit Kindern in Deutschland gut leben könne, mit „eher nicht“ oder „nein, auf keinen Fall“.

## Vereinbarkeit von Beruf und Familie

Die Betreuungssituation ist ein Schlüssel zur Zufriedenheit von Familien. Denn die traditionelle Mehrgenerationenfamilie an einem Ort gibt es kaum noch, Berufstätige ziehen häufiger um und mit steigender Lebenserwartung nutzen auch viele Senioren die Möglichkeit, sich altersgerechte Wohnräume im Wunschumfeld zu leisten. Auch ihre vielfältigen Aktivitäten führen dazu, dass Oma und Opa keineswegs mehr automatisch verfügbar sind, um die lieben Kleinen nachmittags zu betreuen. Gleichzeitig sind heute zwei Drittel der Mütter von Kindern im Alter zwischen 6 und 13 Jahren berufstätig, immerhin 17 Prozent sogar ganztätig. Zum Vergleich: Im Jahr 2002 waren nur 55 Prozent der Mütter berufstätig (Abb. 6).

Dass das Thema Beruf und Familie gerade für die Frauen zum Problem wird, liegt nicht zuletzt daran, dass die Aufgabenverteilung in den allermeisten deutschen Familien streng traditionell ist: In 93 Prozent der Familien kümmern sich die Frauen um die Kinderbetreuung, in 95 Prozent um die Haushaltsführung. Der Mann hat dagegen immer noch die Ernährerrolle inne: In vier von fünf Familien ist er der Hauptverdiener (Abb. 7). Doch glücklich scheinen viele Eltern über diese Aufgabenteilung nicht zu sein: Nur 59 Prozent der Befragten unterstützen diese Rollentrennung bewusst und nur 52 Prozent sind der Meinung, der Vater sollte der Hauptverdiener sein (Abb. 8). Zwar sind 90 Prozent der Eltern der Meinung, dass Mütter und Väter einem Kind ganz unterschiedliche Dinge mitgeben. Doch daraus folgt eben nicht der Schluss, dass auch beide einen gleichberechtigten Anteil an der Erziehung haben sollten. Wie fest verankert traditionelle Rollenvorstellungen sind, zeigt sich auch daran, dass 55 Prozent der Eltern glauben, Väter würden schief angesehen, wenn sie sich hauptverantwortlich um die Kinderbetreuung kümmern würden.

Wenn aber 40 Prozent die klassische Aufgabenteilung zwischen „Ernährer“ und „Erzieherin“ hinterfragen – warum sieht dann die Realität doch fast immer anders aus? Oft stehen hinter der Entscheidung, dass die Frau die Erziehung übernimmt, rein pragmatische Gründe: Denn wenn nach der Geburt des Kindes einer der Partner zu Hause bleiben muss, ist es sinnvoll, auf das geringere Gehalt zu verzichten – und das bekommen im Regelfall immer noch Frauen. Gerade weil im Regelfall die Frauen zugunsten der Familie im Job pausieren, sind sie für viele Arbeitgeber nur die zweite Wahl, wenn es um die Besetzung strategischer Positionen geht. Man kann es drehen, wie man will: In Deutschland erkaufen sich die Frauen das Privileg auf Familie im Regelfall durch ein Zurückstecken in Beruf und Karriere.

Ob die Frau einem Ganz- oder Halbtagsjob nachgehen kann, ist für viele Familien ein einfaches Rechenexempel: Bleibt von der Gehaltsdifferenz etwas übrig, wenn gleichzeitig eine Nachmittagsbetreuung für das Kind finanziert werden muss? Lautet die Antwort nein, sodass nur eine Halbtagsstelle infrage kommt, ist damit aus Sicht vieler Personalchefs eine weitere Karriere blockiert.

## Schlüsselthema Betreuung

Dass eine ausreichende Anzahl an Krippenplätzen und eine flächendeckende, erschwingliche Nachmittagsbetreuung der schulpflichtigen Kinder die Schlüssel einer erfolgreichen Familienpolitik sind, ist mittlerweile grundsätzlich auch in Deutschland erkannt worden. Wobei in Deutschland erschwerend hinzukommt, dass es einerseits in den westlichen Bundesländern keine Tradition einer gesellschaftlich akzeptierten Betreuung von kleineren Kindern gibt und sich andererseits

sowohl die Betreuungsquote als auch die Kosten regional dramatisch unterscheiden. Laut einer Studie der arbeitgeberräten „Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft“ und der Zeitschrift ELTERN ist die Kostengestaltung der Kinderbetreuung völlig undurchsichtig. Viele Städte gewähren demnach Geschwisterermäßigung, andere nicht. Die meisten Kommunen staffeln die Elternbeiträge nach Einkommen – aber nicht alle. Einige Bundesländer schreiben diese Staffelung vor, andere nicht. Es hat den Anschein, dass die Betreuungskosten von den Kommunen rein nach Haushaltslage festgelegt werden, nicht nach nachvollziehbaren Kriterien. So gibt es auch keinen Zusammenhang zwischen der Anzahl der Einwohner in den Kommunen und der Höhe der Elternbeiträge: In manch einer Großstadt sind die Betreuungskosten geringer als in Klein- und Mittelstädten, in anderen höher.

Man muss konstatieren, dass Deutschland den fortschrittlichen europäischen Ländern in puncto Betreuung um Jahrzehnte hinterherhinkt. Es muss aber anerkannt werden, dass nach den vielen Jahren der Stagnation in den letzten Jahren immerhin ein Anfang gemacht wurde! Bis sich die von Ursula von der Leyen gestartete Familieninitiative aber tatsächlich auch in höheren Geburtenzahlen niederschlägt, dürften nach Einschätzung von Experten einige Jahre vergehen. Ein Blick in europäische Nachbarländer wie Frankreich oder Schweden zeigt, dass gute Rahmenbedingungen nicht nur höhere Geburtenraten mit sich bringen, sondern den Frauen auch die Möglichkeit eröffnen, ganz selbstverständlich die berufliche Karriere zu verfolgen. Dort allerdings herrscht auch eine familienfreundliche Grundstimmung in der Gesellschaft!

Doch zurück zum Thema Betreuung: Wer kümmert sich eigentlich um die Kinder, wenn nicht die Eltern? 73 Prozent der Familien mit Schulkindern der Klasse 1 bis 8 müssen nicht auf externe Betreuung zurückgreifen, 12 Prozent der Kinder werden



von Verwandten oder Bekannten versorgt (Abb. 9). Fast ebenso wichtig sind Horte bzw. andere Formen der Mittagsbetreuung. Nur jeweils 2 Prozent der Kinder gehen zur Ganztagschule oder werden nachmittags von einer Tagesmutter betreut.

Wenn sie aus der Schule kommen, gehen vier von fünf Kindern direkt nach Hause (Abb. 10). 2 Prozent werden von einer Tagesmutter empfangen, weitere 3 Prozent gehen zu Verwandten oder Bekannten der Eltern. 11 Prozent besuchen andere Formen der Nachmittagsbetreuung.

Muss man sich Sorgen um diese 20 Prozent der Kinder machen, die nicht zu Hause betreut werden? Fehlt ihnen die elterliche Wärme und Nähe, fühlen sie sich gar vernachlässigt? Keineswegs! Fast allen befragten Kindern, die nach der Schule nicht direkt nach Hause gehen, gefällt es in der Nachmittagsbetreuung! Nach den jeweiligen Betreuern gefragt, wären sogar 73 Prozent der Kinder, die sich in der Betreuung wohlfühlen, traurig, wenn diese nicht mehr da wären (Abb. 12). Für die meisten Kinder ist die Nachmittagsbetreuung also mehr als nur „Zeit totschiessen“ – es besteht durchaus eine positive emotionale Bindung!

## Selbstverständnis von Eltern

Was zu der Frage führt, welches Konzept ihrer eigenen Rolle in der Familie die Mütter und Väter haben. Es ist klar, dass die Entscheidung für eine Familie mit einem Verlust von Individualität und einem Verzicht auf Hedonismus einhergeht und damit den aktuellen Lifestyle-Werten fast schon diametral entgegensteht. Was sind also die treibenden Faktoren dafür, diese Einschränkungen in Kauf zu nehmen? Die Familie ist – zumindest in eingeschränktem Maße – immer noch ein abgeschirmter Rückzugsort, um dem steigenden Erlebnis von sozialer Kälte

im Berufsleben zu entfliehen. Die Beziehungen, Regeln und Ansprüche innerhalb der Familie sind überschaubar. Gerade vor dem Hintergrund wachsender Komplexität gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Zusammenhänge, die viele Menschen überfordert und ohnmächtig zurücklässt, gewinnt diese kleine Familien-Welt an Attraktivität.

Die meisten der von uns befragten Eltern haben – unabhängig davon, ob sie diesen Anspruch auch leben (können) – durchaus eine Vorstellung von ihrer Verantwortung: So sagen 98 Prozent, dass sie ihren Kindern ein Vorbild sein möchten, 85 Prozent sind bereit, ihre Freizeit vor allem dem Kind bzw. der Familie zu widmen (Abb. 13).

Immerhin 76 Prozent der Befragten bestätigen, dass sie Beruf und Familie gut miteinander vereinbaren können. Die Erfahrungen aus der eigenen Kindheit sind für 69 Prozent der Befragten (vielleicht in Ermangelung eigener Vorstellungen von Erziehung) auch heute noch bei der Erziehung ihrer Kinder hilfreich. Ein Indikator für latente Überforderung: Immerhin 40 Prozent sind der Meinung, die Schule sollte mehr Erziehungsaufgaben übernehmen. Dass Erziehung für viele kein leichtes Unterfangen ist, zeigt auch der Anteil von 38 Prozent, die Orientierung suchen und auf der Suche nach allgemeingültigen Regeln für die Kindererziehung sind.

Die gute Nachricht: Trotz aller Unwägbarkeiten sind Kinder für die allermeisten Eltern unverzichtbar; ein überragender Anteil von 92 Prozent genießt die Elternrolle. 93 Prozent sagen sogar, dass durch die Kinder die Familie in den Mittelpunkt ihres Lebens gerückt ist. Kinder zu haben gibt also den allermeisten der von uns befragten Eltern viel und bereichert ihr Leben. So erleben 95 Prozent der Befragten die Möglichkeit, mit ihrem Kind abends über den Tag zu sprechen, als Glücksmoment.

Allerdings wäre der Eindruck falsch, dass Eltern völlig in der Familienrolle aufgehen. Einen hohen Stellenwert hat auch, Freun-

de zu treffen (88 Prozent Zustimmung, Abb. 14) oder Zeit für eigene Hobbys zu haben (87 Prozent). Für vier von fünf Befragten bedeutet Glück, den Abend mit dem Partner zu genießen, nachdem die Kinder im Bett sind.

Viele Eltern wünschen sich demnach ein glückliches Familienleben mit intensivem Austausch und viel Zeit, die sie mit den Kindern verbringen können, ohne aber die individuellen Freiheiten ganz aufgeben zu müssen. So ist es wenig verwunderlich, dass gerade mit kleinen Kindern bei den Eltern oft ein Gefühl des „Zu-kurz-Kommens“ entsteht. Gerade wenn sie den Ratgebern glauben, dass zusätzlich zur vorbildlichen Betreuung der Kinder auch noch die eigenen Freiräume hergestellt und eine liebevolle Partnerschaft gelebt werden sollen - das alles natürlich neben der Berufstätigkeit. Konkurrierende Ansprüche, die gerade in den ersten Jahren nach der Geburt eines Kindes kaum zu verwirklichen sind.

## Ängste der Eltern

Die von uns betrachteten Kinder in der Altersgruppe von 6 bis 13 Jahren begleitet ein gehöriges Maß an Besorgnis seitens ihrer Eltern. Gefragt nach den Sorgen der Eltern um ihre Kinder, steht an erster Stelle mit 76 Prozent die Befürchtung, dass das Kind Opfer von Gewalt werden könnte, gefolgt von der Angst vor Krankheit oder Unfällen (68 Prozent, Abb. 15). Der im Verhältnis zu den tatsächlichen Verbrechen unverhältnismäßig hohe Anteil der Eltern, die Angst vor einem Gewaltverbrechen an ihren Kindern haben, hängt sicherlich mit der vermehrten medialen Berichterstattung über Gewaltverbrechen an Kindern zusammen und führt zu der inzwischen vor allem in der Jugendpädagogik beklagten Tendenz zu immer stärkerer Einschränkung von Freiräumen bis hin zu Überbehütung. Die Befürchtung, das

Kind könnte den falschen Umgang haben, treibt 64 Prozent der Eltern um – und liegt damit fast auf dem gleichen Niveau wie die Angst um Lehrstelle oder Studienplatz (63 Prozent) oder davor, das Kind könnte in der Schule nicht mehr mitkommen (62 Prozent). Vor Drogen- oder Alkoholproblemen fürchten sich 53 Prozent der Eltern und vor Entfremdung immerhin jeder Zweite. Insgesamt betrachtet ist die Mehrzahl der Eltern also häufiger wegen der verschiedensten Gründe in Sorge um ihre Kinder. Ein entspannter Umgang mit Erziehung sieht anders aus. Nicht nur bei den „großen Themen“ sind Eltern heute oftmals über vorsichtig. Nach einer aktuellen Studie des Gesamtverbandes der Deutschen Versicherungswirtschaft können Deutschlands Grundschüler nicht mehr richtig Radfahren. Eine der Ursachen: mangelnde Übung, u.a. aufgrund der Ängstlichkeit der Eltern (vgl. Süddeutsche Zeitung v. 27.08.2009).

## Familienklima

Das Familienklima wird sowohl von den Eltern als auch von den Kindern durch eine Mischung von Emotionalität und Regelmäßigkeit wahrgenommen. Kinder fühlen sich da am wohlsten, wo Emotionalität und ein transparentes, allgemein akzeptiertes Maß an Regeln vorherrschen.

Im Großen und Ganzen genießen die meisten Kinder die Atmosphäre und Geborgenheit zu Hause und nehmen diese auch durchaus bewusst wahr. So wissen neun von zehn Kindern, dass sich die Familie darum kümmert, falls ein Mitglied traurig sein sollte (Abb. 16). Nahezu gleich viele Kinder sagen, sie könnten mit ihren Eltern über alles sprechen (89 Prozent). Über Gefühle zu sprechen, ist kein Tabu (89 Prozent Zustimmung).

Auch der Spaß in der Familie kommt nicht zu kurz, bestätigen 87 Prozent der Kinder. Geht es um die gemeinsamen Aktivitä-

ten, wird in 72 Prozent der Familien gemeinsam darüber entschieden, ebenso oft wird gemeinsam gespielt. Dass es trotzdem auch Grenzen zwischen Kind und Eltern gibt, verrät ein Blick auf den Informationsfluss im Haus: So sagt weit mehr als die Hälfte der Kinder (60 Prozent), dass manche Dinge nur ihre besten Freunde erfahren. Im Gegenzug fühlen sich immerhin 40 Prozent über die Sorgen ihrer Eltern informiert, was genau der Auskunft der Eltern entspricht, von denen ebenfalls 41 Prozent sagen, das Kind wisse, was die Eltern bedrückt. Dies ist ein Hinweis auf den in vielen Familien praktizierten „partnerschaftlichen“ Erziehungsstil, der durchaus auch belastend für die Kinder sein kann. Natürlich spüren Kinder oft instinktiv, wenn ihre Eltern durch Probleme belastet werden. Fraglich ist aber, ob die Kinder in solchen Fällen wirklich davon profitieren, wenn sie vollständig involviert werden.

Familiäre Bindung entsteht aber nicht nur durch Kommunikation und Fürsorge, sondern auch über Gemeinschaftserlebnisse. In unseren qualitativen Studien zu Familienmodellen zeigte sich immer wieder, dass gerade in den Familien Eltern wie auch Kinder am zufriedensten waren, in denen diese gemeinsame Interessen oder Hobbys teilten. Aus Elternsicht hat dies den Vorteil, dass die Beschäftigung mit den Kindern nicht zulasten der individuellen Freizeitgestaltung geht. Kinder wiederum fühlen sich ernst genommen, wenn sie an den Aktivitäten der Erwachsenen teilhaben können.

So gering das tägliche Zeitbudget an den Werktagen auch sein mag – für das Familienklima ist „Doing Family“ unerlässlich. Dieser Begriff beschreibt die bewusste Nutzung der wenigen gemeinsamen Zeit in der Familie. Das verlangt natürlich, die Lebensführung unterschiedlicher Personen zu koordinieren und zu einer gemeinsamen Lebensführung zu verzahnen. Je komplexer die Rahmen- und Lebensbedingungen der Familie sind, umso schwieriger ist es natürlich, ein gemeinsames Familien-

leben zu schaffen. Doch diese Herstellung eines gemeinsamen Familienalltags, der „Quality Time“, ist unerlässlich – gleicht aber einem Puzzle aus unterschiedlich vielen kleinen Teilen, die es zusammzusetzen gilt. Im Regelfall sind die Puzzlespielerinnen die Mütter. Und das genau ist das Problem: Familienleben entsteht nur daraus, dass sich die Erwartungen und Handlungen aller Familienmitglieder, also auch der Väter und der Kinder, aufeinander einspielen.

Auf die Kinder bezogen heißt das: Es gibt Gewinner und Verlierer. Wer in einer ressourcenstarken Familie aufwächst, die nötige Unterstützung in allen Dingen bekommt, in wessen Familie alle Mitglieder gemeinsam an einem Strang ziehen, der ist eher auf der Gewinnerseite. Wer überforderte Eltern hat oder nur erzogen wird, ohne selbst zur Familie aktiv beitragen zu können, hat es in der Regel weitaus schwerer.

## Gemeinsame Zeit schafft Bindungen

An den Arbeitstagen ist die Zeit für familiäre Aktivitäten naturgemäß auf einen Teil des Feierabends beschränkt. Umso wichtiger ist es, diesen Teil als Familienzeit zu zelebrieren, um die Familienerlebnisse nicht auf das Wochenende zu reduzieren. Als wichtiger Dreh- und Angelpunkt des familiären Lebens hat sich in vielen Familien das gemeinsame Abendessen entwickelt. Morgens ist oftmals kaum Zeit für Gespräche; ein Drittel der Kinder fühlt sich sogar regelmäßig gehetzt, um pünktlich aus dem Haus zu kommen. Doch abends besteht in vielen Familien die Gelegenheit, das Neueste vom Tag auszutauschen. Die Bedeutung dieser gemeinsamen Mahlzeit kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Denn hier ist das Erlebte noch frisch, sind die kleinen Erfolgserlebnisse und Ärgernisse des Alltags noch aktuell genug, um als Gesprächsstoff zu dienen.

Das gemeinsame Abendessen sorgt so dafür, dass auch während der Woche ein kontinuierlicher Austausch stattfindet und so alle Familienmitglieder Tag für Tag erfahren, was die anderen bewegt. Umso auffälliger allerdings, dass fast ein Drittel der Väter in der Regel nicht beim Abendessen anwesend ist, in Unterschichtfamilien sogar zwei Drittel!

Am intensivsten wird Familienleben in den meisten Familien naturgemäß am Wochenende zelebriert. Nach dem Stress, der in vielen Familien zum Teil während der Woche erlebt wird, freuen sich 97 Prozent aufs Wochenende! Zwei Drittel aller Kinder berichten, dass die Familie am Wochenende viel zusammen unternimmt (67 Prozent). Die gemeinsamen Unternehmungen sind besonders häufig, wenn die Kinder 6–7 Jahre (85 Prozent) oder 8–9 Jahre (78 Prozent) alt sind. Solche Wochenendaktivitäten finden wir in besonders hohem Maße in den oberen sozialen Schichten: Davon berichten 80 Prozent der Kinder, in den unteren sozialen Schichten sind es dagegen nur 55 Prozent. In 84 Prozent aller Haushalte ist ausführliches gemeinsames Frühstück ein Wochenend-Ritual, für 72 Prozent der Eltern gehört auch das Schmusen und Kuschneln mit den Kindern zu den Lieblingsbeschäftigungen am Samstag und Sonntag (Abb. 16). Rang 3 mit 70 Prozent nehmen die gemeinsamen Unternehmungen ein. Mehr als die Hälfte der Eltern (54 Prozent) legt dabei Wert darauf, dass auch das Wochenende geplant wird – in 46 Prozent der Fälle darf am Wochenende in der Familie allerdings „jeder machen, was er will“. In jeweils knapp einem Drittel der Haushalte wird gemeinsam gebastelt (32 Prozent) oder gelesen (29 Prozent). In etwa einem Viertel der Haushalte (26 Prozent) wird gemeinsam musiziert oder Musik gehört, den gleichen Stellenwert nehmen gemeinsame Spiele an PC oder Konsole ein (25 Prozent). In jedem fünften Haushalt schafft am Wochenende der Sport die Basis für Gemeinschaftserlebnisse.

Fragt man die Kinder nach den häufigsten und beliebtesten Wochenendaktivitäten mit der ganzen Familie, so steht in der Häufigkeit das Fernsehen an erster Stelle; rund drei Viertel der Kinder (76 Prozent) sagen, dass die Familie praktisch an jedem Wochenende gemeinsam fernsieht (Abb. 18). Und dies gefällt den Kindern auch überaus gut, vergeben sie doch auf einer Skala von 4 („gefällt überhaupt nicht“) bis 1 („gefällt sehr gut“) für den gemeinsamen TV-Genuss die Note 1,4. Zu den weiteren gemeinschaftlichen Aktivitäten, die praktisch jedes Wochenende stattfinden, gehören Spaziergänge (25 Prozent) und Besuche bei Freunden/Bekanntem oder Verwandten (16 bzw. 14 Prozent). Gemeinsames Fernsehen hat daher eine wichtige Funktion bei der Herstellung von familiärer Gemeinschaft; unter anderem sicher auch, weil Kinder sich eher zum Fernsehen motivieren lassen als zum Spazierengehen.

Das Klischee der rituellen gemeinsamen Familienbesuche in Schnellrestaurants konnten die Zahlen nur bedingt bestätigen: Nur 9 Prozent der Kinder besuchen gemeinsam mit ihren Eltern praktisch jedes Wochenende Schnellrestaurants, 42 Prozent mindestens einmal im Monat. Ob selten oder häufig: Kindern gefallen diese Besuche überaus gut (Note 1,6). Eher selten steht der gemeinsame Kinobesuch an, nur 24 Prozent der Eltern nutzen diese Gelegenheit mindestens einmal im Monat. Dabei kommt diese Art der Unterhaltung bei den Kindern sehr gut an (Note 1,5). Apropos Noten: Die von den Kindern am schlechtesten bewertete gemeinsame Aktivität, das Wandern, bekommt immerhin noch die Note 2,4. Fazit: Die Kinder bewerten Aktivitäten, die gemeinsam mit den Eltern stattfinden, durchweg positiv. Ob Fernsehen, Kino, Besuche oder Schnellrestaurant: Entscheidend ist das Gemeinschaftsgefühl!

## Väter verschenken Bindungschancen

Wie an anderer Stelle bereits gezeigt, ist in den allermeisten deutschen Familien Erziehung nach wie vor Müttersache. Die klassische Trennung zwischen der Erziehungsfunktion der Mütter und den Vätern als Ernährer führt dazu, dass Väter zwangsläufig in der Woche weniger Chancen haben, Gemeinsames mit dem Kind zu erleben und so die Bindung zu stärken. Laut Angaben der Kinder unternimmt knapp die Hälfte der Väter (49 Prozent) vorwiegend am Wochenende etwas mit ihnen (Abb. 19). Doch immerhin 30 Prozent der Väter nehmen sich auch in der Woche die Zeit für gemeinsame Aktivitäten. Erschreckend ist allerdings, dass knapp ein Fünftel der Kinder (18 Prozent) sagt, ihre Väter würden kaum etwas zusammen mit ihnen unternehmen.

Fragt man nach ihrer Wahrnehmung des Vaters, so finden neun von zehn Kindern, dass sie den „besten Papa der Welt“ haben (Abb. 20). Fast genauso viele sind sich sicher, dass sich ihr Vater darauf freut, sie abends zu sehen. 80 Prozent wissen, dass ihr Vater für sie erreichbar ist, wenn es wirklich wichtig wäre, was auch bei häufig abwesenden Vätern für ein Gefühl von grundsätzlicher Sicherheit und Bindung seitens der Kinder spricht. Für 22 Prozent der Kinder ist der Vater am Feierabend aber nicht verfügbar, beschäftigt er sich doch lieber mit dem Computer oder dem Fernsehen. Die Hälfte aller Kinder (51 Prozent) gibt an, abends vom Vater bzw. Partner der Mutter ins Zimmer begleitet zu werden. Besonders aktiv sind dabei die Väter der 6- bis 7-Jährigen (78 Prozent) sowie der 8- bis 9-Jährigen (63 Prozent). Je älter die Kinder werden, desto lockerer wird der Kontakt.

Zusammengefasst lassen diese Ergebnisse darauf schließen, dass sich die allermeisten Väter durchaus um Bindung zu ih-

ren Kindern bemühen. Die meisten nutzen allerdings aufgrund ihrer Berufstätigkeit primär das Wochenende für gemeinsame Aktivitäten, nur knapp ein Drittel ist auch in der Woche dazu in der Lage. Das „Doing Family“ konzentriert sich für die gesamte Familie demnach stark auf das Wochenende, was natürlich auch wieder Konfliktpotenzial birgt.

## Risikopotenziale

Ganz gleich, ob man die Chance auf Bildung, Freizeitaktivitäten oder den Umfang elterlicher Fürsorge und Nähe betrachtet: Etwa 85 Prozent der Kinder wachsen durchaus unter weitgehend zufriedenstellenden Rahmenbedingungen auf. Dass die Eltern-Kind-Bindung im Regelfall eng ist, zeigt sich auch beim Vergleich der Elternsicht auf das Kind mit der Selbstwahrnehmung des Kindes (Abb. 21, 22). Bei zehn von 13 abgefragten Faktoren liegen Eltern- und Selbstbild weniger als 5 Prozentpunkte auseinander. Die Möglichkeit dieser Gegenüberstellung der Einschätzung von Kindern und Eltern bei gleichen Fragen ist übrigens eine Besonderheit, die die Kinderwelten-Studie anderen ähnlich gelagerten Erhebungen voraus hat. Umso mehr lohnt der Blick auf die drei Aspekte, bei denen sich die Wahrnehmungen von Eltern und Kindern deutlich unterscheiden. Zum einen sticht hier der Punkt „Ärger“ hervor: Kinder gehen deutlich häufiger davon aus, dass ihre Eltern über sie verärgert sind, als Eltern dies wahrnehmen. So sagten 64 Prozent der Kinder, dass ihre Eltern „manchmal richtig über sie verärgert“ seien, während nur 55 Prozent der Eltern dieser Meinung waren. Diese deutliche Differenz könnte auf einen Mangel an kindgerechter Kommunikation seitens der Eltern hindeuten: Offensichtlich nehmen manche Kinder Kritik stärker wahr, als sie tatsächlich intendiert ist. Kinder sind also sehr viel emp-

findlicher, als Eltern meinen; sie werden oftmals tief verletzt, ohne dass das überhaupt bemerkt wird. Später trauen sie sich nicht mehr, sich dazu zu äußern. So werden diese Kinder mit zunehmendem Alter immer schweigsamer.

Der zweite Aspekt mit deutlichen Wahrnehmungsunterschieden seitens der Kinder und Eltern ist ähnlich wichtig: Nur 21 Prozent der Eltern denken, ihr Kind fühle sich manchmal alleine, doch tatsächlich fühlen sich 30 Prozent der Kinder so. Die Grauzone von 9 Prozent, deren Einsamkeit die Eltern nicht spüren, gibt zu denken.

Auch der dritte Punkt, in dessen Wahrnehmung sich Eltern und Kinder deutlich voneinander abgrenzen, stammt aus dem Bereich der negativen Gefühle: 17 Prozent der Kinder sagen, dass sie „oft grundlos traurig sind“, doch nur 11 Prozent der Eltern beobachten dies. Mal abgesehen davon, dass in nicht wenigen Fällen die Ursachen der Traurigkeit mit Sicherheit aufzudecken wären, wenn nur die entsprechende Gesprächsroutine vorhanden wäre: Dass etwa ein Drittel der „grundlos“ traurigen Kinder von ihren Eltern gar nicht als solche erkannt werden, deutet auf einen eklatanten Mangel an gemeinsamer Beschäftigung hin. Besonders stark vertreten sind mit 23 Prozent übrigens die Kinder von Alleinerziehenden.

Blickt man auf die Items, bei denen die Eltern- und die Selbstwahrnehmung der Kinder weitgehend übereinstimmen, so zeigt sich, dass bei bis zu einem Viertel aller Kinder Defizite bzw. Störungen zu identifizieren sind: 8 Prozent der Kinder können sich selbst nicht leiden, 9 Prozent haben in letzter Zeit nicht viel Spaß gehabt. Eines von sechs Kindern glaubt nicht, dass es sich bei Problemen zu helfen weiß. Bedenklich ist auch die Neigung zum inneren Rückzug: Ein Viertel aller Kinder spricht nicht mit anderen darüber, wenn sie sich schlecht und traurig fühlen.

Doch Kinder müssen nicht zwangsläufig reden, um auf Probleme hinzuweisen: 12 bzw. 11 Prozent der Kinder haben häufiger Kopf- bzw. Bauchschmerzen. Ein Indikator, der durchaus von den Eltern wahrgenommen wird. Fraglich bleibt, ob die Eltern diese Signale ihrer Kinder auch richtig zu deuten wissen und nach den zugrunde liegenden Ursachen suchen. Insgesamt betrachtet belegen die Zahlen aber, dass es der Mehrheit der Kinder gut geht. Und so sagen auch immerhin 96 Prozent der Kinder, dass sie Spaß am Leben haben. Das im Regelfall gute Verhältnis der Kinder zu den Eltern, aber auch zu deren Verwandten- und Bekanntenkreis, offenbart auch der Blick auf die Vorbilder der Kinder. Danach gefragt, nennen 32 bzw. 30 Prozent der Kinder die leibliche Mutter oder den leiblichen Vater (Abb. 23, Mehrfachnennungen waren möglich). Mit deutlichem Abstand folgten Verwandte auf dem dritten Rang (19 Prozent) und Freunde der Familie (14 Prozent). Weitere Nennungen entfallen auf Übungsleiter bzw. Trainer (7 Prozent) und Lehrer (6 Prozent).

Gerade bei jüngeren Kindern kann die Bedeutung der Eltern nicht hoch genug eingeschätzt werden. Denn auch Kinder, deren Eltern vielleicht gar nicht mal so vorbildhaft sind, wünschen sich, zu ihren Eltern als Vorbilder aufzuschauen zu können. Hier gibt es natürlich auch ganz klare Geschlechterunterschiede: 40 Prozent der Mädchen nennen die Mutter als Vorbild (den Vater 17 Prozent) und sogar 43 Prozent der Jungen nennen den Vater (die Mutter 23 Prozent). Nachdenklich stimmt allerdings, dass 19 Prozent der Kinder gar keine Person mit Vorbildfunktion in ihrem persönlichen Umfeld sehen.

Stark abgenommen hat in den letzten Jahren die Einbindung der Kinder in den familiären Alltag. Ob aus Gründen der Rücksichtnahme gegenüber den immer stärker schulisch geforderten Kindern, als Resultat des zunehmenden Organisationsgra-

des vieler Haushalte oder als Ausdruck einer Verunsicherung der Eltern: Kinder werden immer seltener eingespannt, um im Haushalt mitzuhelfen. Damit berauben sich die Eltern allerdings willkommener Anlässe zur beiläufigen Kommunikation und der Chance, die Kinder vollständig in den familiären Alltag zu integrieren. Wie wichtig dies jedoch wäre, wird später noch gezeigt werden.

Am ehesten sind Kinder für das Aufräumen des eigenen Zimmers zuständig, wobei die Eltern deutlich geringere Anforderungen bezüglich der Häufigkeit stellen als noch im Jahre 2002: Muss-ten seinerzeit noch 81 Prozent ihr Zimmer mehrfach pro Woche oder gar täglich aufräumen, sind es heute nur noch 62 Prozent (Abb. 24). Regelmäßig gebeten, den Müll wegzubringen, werden heute nur noch 28 Prozent der Kinder (2002: 57 Prozent), in der Küche helfen nur noch 23 Prozent (2002: 58 Prozent). Kleinere Einkäufe erledigen nur noch 11 Prozent der Kinder regelmäßig – im Vergleich zu 2002 wurden drei Viertel der Kinder aus dieser „Pflicht“ entlassen.

## Schule

Einem Teil der Elternschaft liegen Bildungsthemen im Magen. Zunehmend ist zu beobachten, dass Eltern der Mittelschicht den Anschluss nicht verlieren wollen und darum den Druck auf ihre Kinder erhöhen, um diese zum Lernen anzuhalten. Das führt oftmals zu Reibereien.

Eine große Zahl an Eltern haben mittlerweile jegliches Vertrauen in die staatlichen Erziehungs- und Bildungsinstitutionen verloren, sie nehmen das Heft selbst in die Hand, kümmern sich um private Kindergärten und Schulen, engagieren sich in Elterninitiativen. Die Stimmung brachte Berlins oberster Elternsprecher, André Schindler, im April 2009 in einem Inter-

view mit der Tageszeitung (taz) auf den Punkt: „Die Schule hat die Aufgabe, grundlegende Fähigkeiten zu vermitteln – und das schafft sie nicht. Die Kinder werden also in der Grundschule zu Risikoschülern gemacht.“ Manche Eltern planen daher die Bildungskarriere ihrer Kinder vom Kindergarten bis zum Universitätsdiplom detailliert durch. Für diese Eltern hat sich der Begriff „Helikopter-Eltern“ eingebürgert.

33 Prozent der Eltern von Grundschulern wünschen sich, dass ihre Kinder am Ende der Schullaufbahn das Abitur oder Fachabitur in der Tasche haben (Abb. 25). Diese Zahl verändert sich über die gesamte Grundschulzeit hinweg kaum. Allerdings delegieren in der vierten Klasse 27 Prozent der Eltern (9 Prozentpunkte mehr als in den ersten drei Klassen) die Entscheidung an ihre Kinder. Mehr als ein Viertel der Elternpaare meint somit, ihr Kind müsse selbst entscheiden (können), welchen Schulabschluss es anstrebt! Nicht selten wird den Kindern von diesen Eltern mit Sätzen wie „Willst du Putzfrau werden?“ aber doch verdeutlicht, dass nur das höchstmögliche Ziel infrage kommt. Gar keine Vorstellung von der Schullaufbahn ihrer Kinder haben in der vierten Klasse nur noch 9 Prozent der Eltern (Eltern von Drittklässlern: 27 Prozent). Ebenfalls 9 Prozent der Eltern sehen nun ein, dass nur ein Hauptschulabschluss realistisch ist (vorher 1 Prozent). Das Bildungsziel ist abhängig von der sozialen Schicht: In der oberen sozialen Schicht strebt knapp die Hälfte der Eltern aller 6- bis 13-jährigen Kinder das Abitur für ihr Kind an, doch nur 12 Prozent der Eltern der Unterschicht.

Kinder sind von sich aus durchaus begierig, möglichst viel über die Welt zu erfahren. Neben den Eltern, die ja nicht nur soziale Werte, sondern auch konkretes Wissen vermitteln, ist und bleibt die Schule hierfür natürlich die wichtigste Institution. Was die Selbstwahrnehmung der schulischen Leistungen angeht, so zeigen sich jedoch bei den befragten 6- bis 13-Jäh-

rigen deutliche Unterschiede. Acht von zehn Schulkindern (82 Prozent) stimmen der Aussage „ich bin gut in der Schule“ zu. Je älter die Kinder werden, desto seltener sind Sie allerdings dieser Auffassung (6- bis 7-Jährige 92 Prozent, 12- bis 13-Jährige 72 Prozent). Ein ebenso großes Gefälle zeigt sich zwischen Hauptschülern und Gymnasiasten (65 Prozent vs. 88 Prozent) und Kindern aus der Unter- und Oberschicht (72 Prozent vs. 90 Prozent).

Auf den ersten Blick scheint es auch, als würde die Mehrheit der 6- bis 13-Jährigen gerne zur Schule gehen und als würden die Eltern auch durchweg mit ihren Leistungen zufrieden sein. Doch bei differenzierter Betrachtung zeigen sich durchaus Probleme – und die hängen damit zusammen, dass spätestens die vierte Klasse wegen der damit verbundenen Thematik des Wechsels auf eine weiterführende Schule für die meisten Kinder den Sturz aus einer beschützten Kindheit in die harte Realität darstellt.

58 Prozent der Schüler in der ersten bis dritten Klasse haben ein Lieblingsfach, 38 Prozent sagen sogar, dass sie alle Fächer gleich gern hätten. Nur 4 Prozent der Schüler behaupten, ihnen würde gar kein Fach Spaß machen. Doch mit dem Wechsel in die vierte Klasse ändern sich die Anforderungen: Nun sinkt die Zahl der Kinder, die alle Fächer gerne haben, von 38 auf 25 Prozent und 62 Prozent der Kinder geben nun an, dass sie sich in der Schule anstrengen müssten, um gute Leistungen zu erzielen. In der ersten bis dritten Klasse empfinden dies deutlich weniger Kinder so (42 Prozent).

Die Grundschulen erhöhen zu diesem Zeitpunkt den Druck tatsächlich drastisch und zum Teil für Schüler und Eltern überraschend. Die Hälfte der Eltern von Viertklässlern schätzt ihr Kind in der Schule als „zurückhaltend“ ein (Eltern von Erst- bis Drittklässlern: 26 Prozent, Abb. 26). Entweder verstummen viele Kinder also tatsächlich aufgrund der deutlich gestiegenen

Leistungsanforderungen oder die Eltern relativieren nun ihren bis dahin verkündeten Blick auf die Leistung ihres Kindes. Gleichzeitig steigt der Anteil der Eltern, die ihr Kind für hochbegabt halten, von 12 Prozent in den ersten drei Schuljahren auf 26 Prozent an. Eine Abwehrreaktion? Über den explosionsartigen Anstieg der von Eltern als hochbegabt eingestuften Kinder ist schon einiges geschrieben worden. Zumeist handelt es sich dabei um „partielle“ Hochbegabungen, das heißt, das Kind ist in einigen Fächern gut, in anderen nicht. Dies hängt natürlich auch mit einer Interessensausdifferenzierung der Kinder bei steigenden Anforderungen zusammen. 74 Prozent der Kinder haben in der vierten Klasse ein Lieblingsfach – in den Klassen eins bis drei waren es nur 58 Prozent. Der Hinweis auf Hochbegabung und Unterforderung wird von Eltern aber auch gerne benutzt, um Lernschwierigkeiten oder sozial auffälliges Verhalten zu entschuldigen, anstatt sich den eigentlichen Problemen zu stellen.

Der Schulwechsel wird von den Eltern als extrem wichtige Weichenstellung für das weitere Leben der Kinder empfunden, dementsprechend ist ein Fünftel aller Viertklässler-Eltern bereit, ihr Kind auf eine Privatschule zu schicken.

Mit dem Wechsel der Kinder in die vierte Klasse verändert sich aber nicht nur die Wahrnehmung der Eltern für das Schulische: Deutlich mehr Eltern (92 statt 74 Prozent) nehmen nun Computer- und Videospiele als Zeitverschwendung wahr. Auch die Umwelt wird argwöhnisch beobachtet: Vier von fünf Eltern (78 Prozent) meinen, dass sie nicht überall mit Kindern willkommen seien – ein Anstieg um 20 Prozentpunkte gegenüber den ersten drei Grundschulklassen! Und der Anteil der latent resignierten Eltern („Ich wünsche mir manches anders im Leben ...“) steigt von 12 auf 22 Prozent an.



Und die Kinder? Auch sie spüren den Druck deutlich. Nach dem Wechsel in die vierte Klasse erleben sie ihre Lehrer als weniger nett und haben nicht mehr so viel Spaß in der Schule. Die Zahl der Schüler, die über Kopf- oder Bauchschmerzen klagen, verdoppelt sich von 8 bzw. 9 Prozent auf 18 bzw. 20 Prozent (Abb. 27).

### **Die Kinder sollen lernen – Eltern verzichten lieber darauf**

Auf alle Schichten bezogen, wären bzw. sind satte 92 Prozent der Eltern bereit, mit ihrem Kind für die Schule zu üben (Abb. 28). Der Kauf von Übungssoftware oder Büchern kommt für 80 Prozent infrage, 73 Prozent würden Nachhilfeunterricht bezahlen. Deutlich geringer dagegen die Bereitschaft, die Kinder auf eine Sprachreise ins Ausland zu schicken (36 Prozent). Und sich selbst fortzubilden, etwa indem Erziehungsratgeber gelesen werden, hält nur knapp die Hälfte der Eltern für sinnvoll (47 Prozent). Die Möglichkeit, dass eine Förderung auch darin bestehen könnte, das Kind auf eine Schule mit niedrigerem Bildungsabschluss zu schicken, lehnen – übrigens unabhängig von der Schicht – etwa drei Viertel aller Eltern kategorisch ab. Der elterliche Ehrgeiz ist beim Punkt Ausbildung nicht zu unterschätzen.

Nach ihrem konkreten Engagement befragt, zeigt sich, dass Eltern die schulischen Aktivitäten ihrer Kinder sehr genau beobachten: 90 Prozent von ihnen geben an, Elternabende zu besuchen, 85 Prozent sagen, dass sie bei den Hausaufgaben helfen oder diese kontrollieren (Abb. 29). 71 Prozent sind zudem gerne bereit, in Lernhilfen wie Bücher oder Lernsoftware zu investieren. So bildet das Thema Schule ein wichtiges Verbindungsglied im Alltag von Kindern und ihren Eltern.

Ob es um Sprachkurse im Ausland oder Nachhilfeunterricht geht: Durchweg sind mehr Eltern aus den oberen Schichten bereit, in die Bildung ihrer Kinder zu investieren.

### **Freizeitbeschäftigungen**

Die anfangs bereits erwähnte funktionale Trennung der Lebensräume in Wohngebiete, Mischgebiete, Gewerbegebiete, Verkehrsflächen usw. hat dazu geführt, dass Arbeiten, Wohnen, Spielen und andere Aktivitäten an eigens dafür vorgesehenen Orten stattfinden. Das Bild früherer Zeiten, in denen Kinder auf der Straße spielten und dabei wie selbstverständlich von Eltern und Nachbarn im Auge behalten wurden, ist immer seltener zu sehen. In den letzten drei Jahrzehnten ist dieses Nebeneinander des Alltagslebens von Kindern und Erwachsenen einer deutlichen Entmischung gewichen. Und der Trend hält an: Fragt man die Eltern nach den Spielmöglichkeiten außer Haus, kann man in den sechs Jahren zwischen den Kinderwelten-Befragungswellen 2002 und 2008 noch einen weiteren Verlust an Freizeitmöglichkeiten für Kinder erkennen (Abb. 30). Insbesondere die Straße vor der Haustür und Bolzplätze werden von immer weniger Eltern als ernst zu nehmende Spielmöglichkeit angesehen (2002: 78 Prozent, 2008: 51 bzw. 56 Prozent).

Viele Eltern können oder wollen die Kinder nicht mehr einfach nach draußen schicken, weil draußen „nichts“ mehr ist oder weil es in ihrer Wahrnehmung dort zu gefährlich ist. Aushäusige Räume, die für das kindliche Spiel geeignet sind, sind zu Inseln geworden, die gerade von jüngeren Kindern meistens nur in Begleitung Erwachsener erreicht werden können (zumindest ist das die Meinung der Eltern). Die Transportlogistik, die im Regelfall von den Müttern erbracht wird, nimmt dabei

teilweise ein erhebliches Ausmaß an: Kinder „müssen“ zu ihren Freunden, zum Sport oder zu anderen organisierten Aktivitäten und natürlich in die Schule gebracht werden. Das hängt einerseits damit zusammen, dass tatsächlich weniger Kinder draußen sind, als verfügbar wären, wenn die Eltern ihre Kinder noch frei laufen lassen würden. Andererseits werden die geeigneten Spielkameraden aber auch gerade von den Mittel- und Oberschichtmüttern handverlesen, damit die Zukunftschancen der Kinder nicht durch vermeintlich „falschen Umgang“ geschmälert werden.

Der Vereinssport hat seit 2002 etwas an Attraktivität eingebüßt, aber immer noch ist fast die Hälfte der Kinder sportlich aktiv (Abb. 31). Nicht zuletzt durch den Boom der Casting-Shows im Fernsehen hat dagegen der Themenkomplex Musik & Tanz deutlich an Attraktivität gewonnen: Jedes vierte Kind lernt heute ein Musikinstrument oder Gesang, nimmt Tanz- oder Ballettunterricht! Hier spielen übrigens auch typisch bildungsbürgerliche Wünsche der Eltern eine Rolle, denn musische Bildung wird traditionell in den oberen Schichten als Ausgleich und Ergänzung zum sonstigen schulischen Wissen gesehen. Damit bieten diese Themen für die Mittelschicht die Möglichkeit, sich „nach oben“ zu orientieren. Auch die Pfadfinder, kirchliche Gruppen oder Freizeitaktivitäten, die von der Schule organisiert werden, finden deutlich mehr Anklang als 2002. Die Zahl der Nachhilftermine ist – trotz zunehmenden Anforderungen in der Schule – kaum angestiegen. Überraschend ist, dass die Zahl der Kinder, die regelmäßige Termine bei Ärzten, Logopäden etc. haben, um etwa ein Viertel auf 15 Prozent gesunken ist. Es ist eher unwahrscheinlich, dass die Kinder heute „gesünder“ sind als 2002. Vielleicht ist es einfach nur schwerer geworden, anhand der mit anderen Aktivitäten vollgepackten Nachmittage noch Lücken für regelmäßige ärztliche Termine zu finden.

Organisierte Freizeitaktivitäten kosten Geld und die Kinder müssen auch die Möglichkeit haben, dorthin zu gelangen. Die soziale Einbindung ins Umfeld entscheidet ebenfalls darüber, ob ein Kind unbedingt in den Verein „muss“. Und natürlich gibt es auch Kinder, die einfach kein Interesse an derartigen Aktivitäten zeigen und Eltern haben, die dies akzeptieren. Insgesamt nehmen 25 Prozent der Jungen und 30 Prozent der Mädchen an keinerlei organisierten Freizeitaktivitäten teil (Abb. 33). Das eigene Familienumfeld hat übrigens nur einen geringen Einfluss darauf; nur 3 Prozentpunkte Abstand liegen zwischen Kindern, die vom leiblichen Elternpaar erzogen werden (27 Prozent ohne organisierte Aktivitäten), Kindern mit Stiefeltern oder jenen, die nur von einem Elternteil erzogen werden (jeweils 30 Prozent). Stark differenziert hingegen die Schichtenzugehörigkeit: Nur 21 Prozent der Kinder aus der gehobenen Schicht bleiben organisierten Aktivitäten fern – in der Unterschicht, der in unserer Befragung 10 Prozent der Haushalte zuzuordnen waren, sind es hingegen 30 Prozent, die sich selbst beschäftigen müssen.

Was genau machen Kinder eigentlich am liebsten den lieben langen Tag, wenn sie nicht außer Haus unterwegs sind? Ein Vergleich zwischen 2002 und 2008 fördert Erstaunliches, aber auch Altbekanntes zutage: Fernsehen liegt in beiden Jahren vorn (Abb. 34). Erfreut werden Eltern und Kulturpessimisten registrieren, dass kreative Beschäftigungen wie Malen, Basteln, Handarbeiten, Handwerken unverändert auf Platz 2 folgen. Um diese Themen drehen sich auch einige Kinderformate im TV, sodass nicht wenige Anregungen von dort stammen dürften. Noch mehr als die hohe Relevanz von kreativen Arbeiten dürfte aber verwundern, dass die 2002 noch den 4. bis 6. Rang belegenden PC- und Konsolenspiele mittlerweile deutlich an Beliebtheit verloren haben. Wohl gemerkt: Es geht nicht um die

Nutzungsdauer, sondern um die Aktivitäten, denen Kinder nach eigener Aussage am liebsten nachgehen. Bücher lesen, Musik hören oder Burgen aus Bausteinen türmen wurde im vergangenen Jahr den elektronischen Erlebniswelten vorgezogen. Musik zu hören hat dabei einen ungebrochen hohen Stellenwert und belegt den dritten Platz; gegenüber 2002 haben sich nur die Geräte geändert, mithilfe derer diesem Hobby nachgegangen wird (dazu später mehr).

## Freundschaften

Eltern und Kinder legen sehr viel Wert auf einen harmonischen Freundeskreis. Wichtig ist dabei auch der Kontakt zu den Eltern der Freunde. Die allermeisten Kinder können von sich behaupten, dass ihre Eltern auch ihre Freunde kennen (93 Prozent). Im Durchschnitt hat jedes der von uns befragten Kinder fast sechs Freunde bzw. Freundinnen. Die Anzahl der Freunde nimmt mit dem Alter zu. Geschwisterkinder haben mehr Freunde als Einzelkinder, Kinder aus oberen sozialen Schichten haben im Durchschnitt zwei Freunde bzw. Freundinnen mehr als Kinder aus der Unterschicht.

Vier von zehn Kindern wünschen sich mehr Freunde (41 Prozent, Jungen und Mädchen gleichermaßen), dabei ist dieser Wunsch bei den Grundschulern mit 51 Prozent noch deutlich ausgeprägter als bei Gymnasiasten der Klassen 5–8 (26 Prozent). Die Freunde der Kinder sind für 93 Prozent der Eltern gern gesehene Gäste im Haushalt. Knapp jedes zehnte Kind (9 Prozent) neigt zum Einzelgängertum und kommt aus seiner Sicht besser mit Erwachsenen aus als mit Gleichaltrigen. Vor allem Kinder mit einem Stiefelternteil und Kinder von Alleinerziehenden äußern

sich in diese Richtung (19 Prozent). Die befragten Eltern selbst sehen ihre Kinder diesbezüglich jedoch als weniger problembeladen an.

## Kinder in der Medienwelt

# Immer mehr Technik im Kinderzimmer

Die Studienreihe „Kinderwelten“ ist Ende der Neunzigerjahre von SUPER RTL ins Leben gerufen worden, um Freizeit und Alltag von 6- bis 13-jährigen Schulkindern detailliert zu beschreiben. Im Mittelpunkt standen Mediennutzung und Spielverhalten drinnen und draußen. Eine besondere Rolle spielte dabei das Fernsehen als Unterhaltungsmedium für Kinder und die ganze Familie sowie die in den letzten Jahren zunehmende Verbreitung von Computern, des Internets und elektronischer Spiele in Haushalten und speziell den Kinderzimmern.

Es hat sich gezeigt, dass es nicht mehr ausreicht, das reine Vorhandensein von Medien(geräten) nebst konsumierten Inhalten zu erfassen, sondern Umgang und Funktionen von Medien im familiären Alltag genauer zu untersuchen. Die Familie ist dabei mehr und mehr zur zentralen intervenierenden Steuerungsgröße geworden. Die zunehmende Anzahl von Mediengeräten im Haushalt, Fernseher, PCs, elektronische Spielekonsolen, Handys und Internet eröffnen neue Lernchancen und gleichzeitig neue Problemfelder für Kinder.

Ob TV, Radio, Internet, ob Bücher, Hörbücher oder Computerspiele – Kinder haben keine Berührungsängste, probieren alles

aus und tauchen geradezu in die Inhalte ein. Medien garantieren Unterhaltung, liefern Anregungen für eigene Aktivitäten oder stillen Wissenshunger: Sie erfüllen aus ihrer Sicht viele Funktionen und sind stets attraktiv. In manchem Kinderzimmer steht heute deutlich mehr Medientechnik als im Wohnzimmer der Eltern. Die typische eigene Medienkarriere von Kindern beginnt mit einer eigenen kleinen Anlage oder einem Kassettenrekorder, auf denen Musik oder Hörspielkassetten gehört werden. Nach einiger Zeit folgt dann ein Gameboy oder ein Nintendo DS und nicht selten ein eigener Fernseher, oft ergänzt durch Videorekorder oder DVD-Spieler. Damit ist die Programmwahl der Jüngsten unabhängig davon, was der Rest der Familie gerade sehen will – und durch DVD oder Video ist auch sichergestellt, dass jederzeit auf die Lieblingssendungen zugegriffen werden kann. Der PC zieht ins Kinderzimmer im Regelfall zunächst einmal ohne Internetzugang ein und wird in der Anfangsphase primär für (Lern-) Spiele verwendet, bei denen die Kinder zunächst noch Unterstützung von den Eltern oder älteren Geschwistern erhalten.

## Fernsehen

Fast jeder der befragten Haushalte verfügte über mindestens ein TV-Gerät (Abb. 35–37). In 39 Prozent der Haushalte finden sich zwei Geräte, in weiteren 29 Prozent sogar drei oder mehr Geräte (Abb. 36, 37); Haushalte, in denen nur ein Gerät steht, sind mit knapp einem Drittel in der Minderheit. 45 Prozent der befragten Kinder besitzen im Jahr 2008 ein eigenes Gerät – 2002 waren es noch 33 Prozent. In vielen Haushalten ist nach Anschaffung eines Flatscreen-Fernsehers für das Wohnzimmer das alte Gerät ins Kinderzimmer gewandert, was den deutlichen Sprung um über ein Drittel erklärt. Fernsehen ist auch das am häufigsten genutzte Medium der Kinder.

## Radio, Hi-Fi-Anlage, MP3- und CD-Player

Die Zahl der Hi-Fi-Anlagen (Geräte mit Radio) in den Kinderzimmern hat sich seit 2002 fast verdreifacht, 63 Prozent der Kinder verfügen heute über ein eigenes Gerät. Hi-Fi-Anlagen werden fast so intensiv genutzt wie das Fernsehen. 43 Prozent der Kinder besitzen einen eigenen MP3-Player. Diese Technik hat den Walkman als mobiles Musikmedium verdrängt. Kassettenrekorder (für Hörspiele) und der Discman haben dagegen noch nicht nennenswert an Bedeutung verloren. Vor allem kleinere Kinder kommen anfangs besser mit diesen Geräten klar.

## Computer/Internet

Gerade einmal 10 Prozent der Kinder im Alter zwischen 6 und 13 Jahren hatten im Jahr 2008 einen eigenen, privaten PC ohne Onlinezugang (2002: 7 Prozent), dazu addieren sich 13 Prozent, die über PCs mit Internetzugang verfügen (2002: 5 Prozent). Laptops sind in dieser Altersgruppe bislang kaum ein Thema, nur 1 Prozent der Kinder hatte ein eigenes Gerät. 29 Prozent aller Kinder, die PCs nutzen, spielen darauf nur. Unter den 71 Prozent, die das Gerät auch für andere Aktivitäten einsetzen, steht die Internetnutzung deutlich im Vordergrund (Abb. 40).

## Handy/Telefon

Festnetztelefone mit eigener Rufnummer finden sich heute in 6 Prozent der Kinder- und Jugendzimmer (2002: 5 Prozent), ein eigenes Handy haben dagegen 40 Prozent der Kinder (2002: 17 Prozent). Jüngeren Kindern geben Eltern gerne Handys mit, damit diese „im Notfall“ damit anrufen können. Bei älteren

Kindern und Jugendlichen gehört das Handy dagegen zum unverzichtbaren Kommunikationsmittel innerhalb der Peer Group, mit dessen Hilfe kurzfristig Treffen arrangiert werden können. Wie später noch an anderer Stelle gezeigt wird, hat insbesondere die Kommunikation über SMS einen großen Stellenwert für Kinder.

## Print

Dass Lesen ein wichtiger Schlüssel zur Entwicklung von Kindern ist, ist unbestritten. Doch lässt man die Schulbücher außen vor, verfügen nur 83 Prozent der Kinder über eigene Bücher. Zeitschriften werden von 95 Prozent der Haushalte genutzt, doch nur 56 Prozent der Kinder bekommen eigene Titel mitgebracht oder kaufen sie sich selbst. Angesichts der Tatsache, dass Lesekompetenz unverzichtbar ist und die Lektüre verhältnismäßig preiswert, z.B. auch durch die Nutzung von Schülerbüchereien und Stadtbibliotheken, zu erschließen ist, erstaunt dieser doch recht hohe Anteil von „Nichtlesern“.

## Spielekonsolen, portable Konsolen, PC-Spiele

Zwei Drittel der Kinder geben an, dass Computer- und Konsolenspiele zu ihren Freizeitbeschäftigungen zählen (Abb. 41). Die weitaus größte Gruppe stellen mit 23 Prozent die Verwender der Sony-Konsolen PS2 und PS3. Ebenfalls hohen Zuspruch erfährt der portable Nintendo DS (18 Prozent). Geringere Verbreitung hatten zum Zeitpunkt der Befragung der Gameboy Advance (9 Prozent), die Wii (6 Prozent), die Xbox 360 (2 Prozent) sowie die Playstation Portable (PSP, ebenfalls 2 Prozent). Einem Drittel der 6- bis 13-Jährigen stehen mehrere Plattformen

zur Verfügung, etwa ein PC mit Spielen im Kinderzimmer und ein Nintendo DS, der auch unterwegs genutzt wird. Die portablen Spieleplattformen wie Nintendo DS, PSP und Gameboy sind zwar mit einem Spitzenwert von 39 Prozent den anderen Gerätetypen haushoch überlegen. Im Vergleich zu 2002 hat die Gruppe der portablen Geräte einen deutlichen Rückgang zu verzeichnen. Gestiegen ist dagegen die Verbreitung der stationären Konsolen. Betrachtet man die einzelnen Plattformen, sind die klaren Gewinner zwischen 2002 und 2008 im Rennen um die Gunst der Kinder der mobile Nintendo DS und die Sony Playstation (PS2 und PS3).

Ein Blick auf die Nutzungsfrequenz zeigt, dass nur der Nintendo DS und der PC von Jungen wie Mädchen gleich intensiv genutzt wird (Abb. 42). Alle anderen Plattformen werden von Jungen deutlich häufiger bespielt: Besitzen diese eine Playstation, Wii oder Xbox, wird diese im Durchschnitt auch fast täglich genutzt. Häufig sind diese Konsolen nicht im Besitz eines einzelnen Kindes, sondern Familiengeräte, was bei den Preisen dieser Geräte auch nicht verwunderlich ist.

## Einstellung der Eltern zum kindlichen Medienkonsum

Wie gezeigt, ist Fernsehen immer noch das am meisten genutzte Medium der Kinder. Im Vergleich zu früher entspannt sich auch die Einstellung eines Teils der Elternschaft zur „Flimmerkiste“: Standen 2002 noch 15 Prozent der Eltern mit der Aussage „finde ich gut“ explizit positiv dem Fernsehen gegenüber, sind es heute 23 Prozent (Abb. 44 und 45). Dieser Zuwachs rekrutiert sich vorwiegend aus der Gruppe der Eltern, die 2002 das Fernsehen immerhin akzeptierten. Zwar stieg der Anteil der Eltern, die das Medium am liebsten verbieten würden, von

2002 (3 Prozent) auf 2008 (7 Prozent) deutlich an – doch in der Praxis ringen sich nur 2 Prozent (2002: 3 Prozent) der Eltern tatsächlich häufiger zu TV-Verboten durch. Übrigens führt das Verbot bestimmter Medien nur selten zum erwünschten Erfolg. Sinnvoller ist es, Medienkompetenz zu vermitteln und den Kindern einen Handlungsrahmen für den Umgang mit Medien und deren Inhalten an die Hand zu geben. Mehr hierzu im zweiten Teil dieses Buches.

Vergleicht man die gesamte Akzeptanz für die einzelnen Medien (Aussage „finde ich gut“/„akzeptiere ich“), führen im Jahr 2008 Bücher die Hitliste der Eltern mit 97 Prozent an, gefolgt von Musikhören (93 Prozent), TV und Kino (jeweils 90 Prozent) sowie den Zeitschriften (89 Prozent). Auch Radio erreicht mit 86 Prozent einen hohen Wert auf der Akzeptanzskala und verbucht damit einen massiven Akzeptanzzuwachs seit 2002 (seinerzeit 63 Prozent). PCs werden im Rahmen der nichtspielerischen Nutzung von drei Viertel der Eltern für gut befunden oder akzeptiert, PC-Spiele von 58 Prozent. Das Internet konnte erheblich an Boden gutmachen: Standen 2002 nur 23 Prozent der Erziehungsberechtigten diesem Medium positiv/neutral gegenüber, waren es 2008 immerhin 64 Prozent.

Ein Blick auf die Verbotswünsche und konkreten Medienverbote zeigt, dass insbesondere PC-Spiele misstrauisch beäugt werden: 11 Prozent der Eltern würden diese am liebsten verbieten, weitere 5 Prozent machen es auch tatsächlich. Konsolenspiele und tragbare Spielekonsolen folgen mit leichtem Abstand (Verbotswunsch 9 bzw. 10 Prozent, tatsächliche Verbote in 3 Prozent der Fälle). Beim Internet ziehen 6 Prozent der Eltern öfter den Stecker, weitere 5 Prozent würden das gerne tun.

Insgesamt betrachtet, liegen elektronische Spiele bei den Erziehungsberechtigten im Vergleich zu Medien wie TV, Radio, Hörspiel, Musik, Bücher und Kino ohnehin schlecht im Rennen.

Bei geringeren Akzeptanz- und Befürwortungswerten weisen Konsolen und tragbare Spieleplattformen ähnlich hohe Ablehnungswerte auf wie der PC zum Spielen.

Dass die 6- bis 13-Jährigen nicht nur am Spielen Gefallen finden, sondern einen Computer auch dann nutzen, wenn der virtuelle Hockenheimring verwaist und Super Mario in unerreichbare Sphären entschwunden ist, zeigen die gestiegenen Nutzungswerte beim PC als Schreib- und Lerngerät (Abb. 46). Laut Elternaussage wurde er im Jahr 2002 nur von 46 Prozent der Kinder dafür genutzt. 2008 hingegen ist er in etwa vier von fünf Kinderzimmern (78 Prozent) auch Schreib- und Lerngerät. 48 Prozent der Eltern befürworten, dass der PC zum Lernen eingesetzt wird.

Gut ein Drittel der 6- bis 13-jährigen Schulkinder nutzt das Internet übrigens nicht – wobei diese Nichtinanspruchnahme teilweise auch in mangelnder Verfügbarkeit begründet sein wird: In 16 Prozent der befragten Haushalte gibt es schließlich keinen Internetzugang.

Noch einmal zurück zum Fernsehen: Wie gehen Eltern konkret im Alltag mit dem unter Kindern so beliebten Medium um? Wie weit geht die Akzeptanz – und damit auch die Kompetenzschulung im Umgang der Kinder mit TV – bei der Länge der Berieselung in den Abendstunden? 30 Prozent aller Kinder – so die Eltern – erholen sich nach der Schule erst einmal vor dem Fernseher und jedes sechste Elternteil (17 Prozent) ist der Auffassung, dass Fernsehen morgens vor der Schule den Kindern hilft, besser in den Tag hineinzukommen. Hier wird deutlich, dass das Fernsehen als eine Art „Schmierstoff“ zum Funktionieren des alltäglichen Familienbetriebs benutzt wird.

Neun von zehn befragten Kindern erlauben es die Eltern, im Fernsehen ihre Lieblingssendungen zu schauen (91 Prozent). In unteren sozialen Schichten gibt es die wenigsten TV-Regeln

– quasi jeder darf sich im Fernsehen anschauen, was ihm Spaß macht (99 Prozent). Sechs von zehn Schulkindern (61 Prozent) aus dieser Gruppe behaupten, sie könnten jeden Tag stundenlang fernsehen (Durchschnitt: 51 Prozent). Besonders fernsehbegeistert sind darüber hinaus Kinder mit einem Stiefelternteil (64 Prozent) und Kinder, die die Hauptschule besuchen (61 Prozent).

Die allermeisten Eltern geben an, dass ihnen die Fernsehsendungen, die ihr Kind anschaut, bekannt sind (86 Prozent). Dieser Anteil nimmt mit steigendem Alter der Kinder deutlich ab und beträgt bei den 12- bis 13-Jährigen noch 76 Prozent. Geringeres Interesse an den TV-Inhalten, die ihre Kinder konsumieren, haben die Eltern von Hauptschülern (71 Prozent), Eltern mit Migrationshintergrund (76 Prozent) sowie Familien mit einem Stiefelternteil (78 Prozent).

Über den „Sendeschluss“ für die Kleinsten herrscht in der Familie Einigkeit: Die Angaben der Eltern und Kinder hierzu sind nahezu deckungsgleich (Abb. 47). Wie zu erwarten, wird der Fernseher an Tagen, auf die Schule folgt, früher ausgeschaltet als am Freitag- und Samstagabend. Praktisch alle Kinder dürfen an Schultagen bis etwa 18.30 Uhr fernsehen. Schenkt man den Aussagen der Kinder und Eltern Glauben, sinkt die Zahl der Kinder vor dem TV bis etwa 21 Uhr fast kontinuierlich. Zu dieser Zeit schließlich verblieben dann noch etwa 10 Prozent der 6- bis 13-Jährigen vor dem Fernseher. Doch die Messdaten aus dem AGF/GfK-Fernsehforschungspanel zeigen, dass die Praxis dann doch etwas anders aussieht als die Vereinbarungen von Eltern und Kindern: Demnach liegt der Peak der Nutzung nämlich zwischen 19 und 20 Uhr. An Abenden, auf denen keine Schule folgt, sind die Eltern deutlich großzügiger, prinzipiell dürften die Kinder dann ca. ein bis eineinhalb Stunden länger fernsehen.

Von den Kindern wird Fernsehen unter inhaltlichen und sozialen Aspekten wahrgenommen: Zum einen gibt es eine generelle, mehr oder weniger stark ausgeprägte Fernsehbegeisterung: Fernsehen macht einfach Spaß, vor allen Dingen die Lieblingssendungen. Zum anderen ist Fernsehen ein soziales Erlebnis, eine Art Symbol für den familiären Zusammenhalt und gemeinsame emotionale Wärme. Auch die Eltern beurteilen das gemeinsame Fernseherlebnis als eine Art „Lagerfeuer für die ganze Familie“. Fernsehen hat aber auch einen kompensatorischen Effekt: Es nimmt Kindern die Langeweile und lenkt sie von ihren eigenen Alltagsorgen ab. Fernsehen ist für viele Kinder auch aus dem Grund wichtig, weil es hilft, Leerstellen im Alltag zu überbrücken, da es im Vergleich zu Freunden und Spielkameraden den Vorteil hat, dass es immer verfügbar ist (zumindest, wenn die Eltern die Nutzung dann auch erlauben).

## Medienkompetenz: Eltern haften für ihre Kinder

Eltern sind für die jungen Heranwachsenden eine wichtige, Richtlinien vermittelnde Instanz. Dies gilt natürlich auch für den Umgang mit Fernsehen, Computer und Spielekonsole. Daher sollten sie in die Entscheidung über die Art und Dauer des kindlichen TV-Konsums ebenso involviert sein wie in die Art der Spiele, die im virtuellen Raum gespielt werden. Denn gerade in Letzterem können sich jugendgefährdende oder aggressive Spielthematiken finden. Hier ist es Aufgabe der Eltern, sensibel auf diese Elemente zu reagieren und den Schutz ihrer Kinder durch Aufklärung zu gewährleisten.

Dies alles setzt jedoch voraus, dass die Eltern überhaupt darüber informiert sind, was genau ihre Sprösslinge in den blauen und rosafarbenen Kinderzimmern eigentlich treiben. Betracht-

tet man das Wissen um den Umgang mit den einzelnen Medien, treten deutliche Unterschiede zutage. So geben fast 88 Prozent der Eltern an, die Musik ihrer 6- bis 13-jährigen Kinder zu kennen (Abb. 48). Bei den Fernsehsendungen ist das Bild ähnlich, lediglich 14 Prozent aller befragten Erziehungsberechtigten wissen nicht, welchen visuellen Eindrücken die Kinder hier gebannt folgen. Nur etwas mehr Freiheit gibt es bei der Dauer des TV-Konsums, knapp ein Fünftel (18 Prozent) der befragten Eltern sieht nicht auf die Uhr. Auch bei den bei Kindern sehr beliebten Hörbüchern kennen sich die meisten Eltern aus, ein Fünftel weiß jedoch nicht, welche Erzählungen die Kinder gerade beschäftigen – möglicherweise ist nicht alles davon dem Alter angemessen.

Insgesamt betrachtet, kann den Eltern aber eine recht gute Kenntnis dieser drei Medien attestiert werden. Ganz anders hingegen das Bild bei den interaktiven Medien wie Internet, Computer- oder Konsolenspiele. Eine im Verhältnis zur potenziellen Gefährdung hohe Anzahl von Kindern wird hier bei der Nutzung sich selbst überlassen. So halten nur 42 Prozent der befragten Eltern eine Kindersicherung für die Internetnutzung für notwendig. Und erstaunliche 40 Prozent der Eltern kennen die von ihrem Nachwuchs frequentierten Seiten nicht. Immerhin achten aber zwei Drittel der Erziehungsberechtigten darauf, dass die Kinder nicht zu viel Zeit im Internet verbringen – aber das ist natürlich eine rein quantitative Kontrolle. Auch das Alter der Kinder hat einen Einfluss darauf, wie genau die Eltern glauben hinschauen zu müssen. Am besten wissen die Eltern der 8-/9-Jährigen über deren Internetnutzung Bescheid. In diesem Alter wird das Thema auch tatsächlich relevant: Ein Drittel der Kinder in diesem Alter nutzt das Internet mehrmals in der Woche oder täglich. Bei den älteren Kindern steigt einerseits die Nutzung (76 Prozent der 12-/13-Jährigen nutzen das Internet mehrmals pro Woche oder täglich), gleichzeitig

nimmt aber andererseits die Kenntnis der Eltern ab: Nur noch 26 Prozent der Eltern wissen, welche Seiten ihr Kind in diesem Alter nutzt.

Drei von vier Eltern überwachen den Umfang der Beschäftigung mit PC-Spielen, 68 Prozent sagen von sich, sie würden die Inhalte kennen. Konsolenspiele können allerdings in 38 Prozent der befragten Haushalte beliebig gespielt werden; ob Ballerei, Autorennen oder Simulationsspiele – die Eltern wissen es nicht. Und wenn Eltern die Spiele und die besuchten Internetseiten ihrer Kinder nicht kennen, haben sie sich mit ihnen darüber mit Sicherheit auch nicht ausgetauscht. Eine Einordnung in Form einer nachträglichen Diskussion und damit Verarbeitung und Beurteilung des Erlebten kann somit nicht stattfinden.

Doch wie ist dies zu erklären? Ein Blick auf die Eltern-Einstellungen zur Mediennutzung (Abb. 49) hilft: Viele Eltern machen sich Gedanken darum, der TV-Nutzung einen sinnvollen Rahmen zu geben. Zwar ist es zunächst einmal am wichtigsten, dass die Kinder Spaß beim Fernsehen haben, und dies sehen 88 Prozent der Eltern so. Es gibt eben nichts Schöneres für Eltern, als ihre Kleinen zufrieden und glücklich zu sehen (und gleichzeitig Zeit für andere Tätigkeiten zu gewinnen). Wenn das Unterhaltungsportfolio der Kinder aus altersgerechten Formaten besteht und ein vertretbarer zeitlicher Rahmen vorgegeben wird, spricht aus pädagogischer Sicht ja auch nichts dagegen. Wichtig ist hier, wie immer in der Familie, dass Kommunikation stattfindet. Dass die Kinder über ihre Eindrücke und etwaigen Ängste im Zusammenhang mit den konsumierten Medieninhalten sprechen können.

Drei von vier Erziehungsberechtigten legen Wert darauf, dass die Sprösslinge vor der Mattscheibe etwas lernen. Gleichzeitig sagen aber 49 Prozent der Eltern auch, dass sie ihre Kinder selbst entscheiden lassen, was sie sehen möchten. Die Anprü-



che der Eltern stehen also anscheinend wie so oft den Realitäten in der Praxis im Weg. Immerhin bemühen sich viele Eltern aber darum, Alternativen aufzuzeigen. So achten nach eigener Aussage 82 Prozent der Eltern darauf, immer auch Bücher als Freizeitunterhaltung anzubieten, 39 Prozent bringen immer mal wieder Zeitschriften mit. Und bei 73 Prozent der Eltern steht das gemeinsame Familienerlebnis als Anforderung an die Flimmerkiste hoch im Kurs.

Zwei Drittel der Eltern sind der Auffassung, dass es, insbesondere bei schönem Wetter, aushäusige Erlebnismöglichkeiten gibt, die dem TV-Konsum vorzuziehen sind. An diesen Tagen bleiben (zumindest in der Idealvorstellung der Eltern) TV, PC und elektronische Spiele aus, sodass die Kinder regelmäßige Alternativenreize finden und zu nutzen lernen. Rund die Hälfte der Eltern gibt zu, dass Fernsehen auch als bequemer Babysitter dient, der Freiräume für eigene Interessen schafft. Dazu passt, dass zwar knapp drei Viertel der Eltern angeben, Sendungen zum gemeinsamen Familienerlebnis auszuwählen – doch gerade einmal gut der Hälfte (55 Prozent) machen diese gemeinsamen TV-Sessions auch tatsächlich Spaß. Das Fernsehen wird somit insgesamt als ambivalent erlebt: Es bietet Unterhaltung, aber auch Wissensvermittlung; es ist nützlich, um den Eltern Freiräume zu ermöglichen, aber es bannt die Kinder auch in einer Weise, die Eltern zum Teil verunsichert. Vor allem aber gehört es einfach zur Familie und ist aus dem Leben der meisten Familien absolut nicht wegzudenken.

Auf jeden Fall setzen sich Eltern aber zumindest mit der TV-Nutzung ihrer Kinder auseinander. Warum jedoch gelingt ihnen dies nicht bei Internet und PC? Eine Ursache könnte schlichtweg ein eigener Mangel an Souveränität im Umgang mit diesen Medien sein. Ein weiterer Faktor ist die Nutzungssituation: Internet und PC sind eher aktiv genutzte Individualmedien und eignen sich, genau wie Bücher oder Zeitschriften, nur bedingt

zum gemeinsamen Konsum. Vor dem Fernseher lässt es sich dagegen passiv gemeinsam entspannen, hier erfordert die gemeinsame Nutzung also weit weniger Engagement als beim PC. Lediglich ein Drittel der Eltern unterstützt seine Kinder am PC und im Internet. Diese Begleitung erfahren die meisten Kinder nach eigenen Angaben am ehesten noch durch ihren Vater; 60 Prozent geben an, dass sie mit ihm zusammen die virtuellen Räume und Möglichkeiten entdecken (Abb. 50). Nur halb so oft werden Mütter als Unterstützer in Sachen PC und Internet genannt. Und sogar nur einem Viertel der Kinder helfen Erfahrungen aus der Schule im Umgang mit den beiden Schlüsselmedien. Gerade dort können und sollten aber die im Medienzeitalter unverzichtbaren Regeln im Umgang mit neuen Medien vermittelt werden. 12 Prozent der befragten Kinder gaben an, keinerlei Unterstützung von irgendeiner Seite zu erfahren – in Anbetracht des recht hohen Gefährdungspotenzials deutlich zu viel.

Gerade vor dem Hintergrund der Möglichkeiten des Web 2.0 oder „Social Web“ und der hohen Affinität von Kindern und Jugendlichen zur Nutzung von Social Networks kann die Notwendigkeit der elterlichen Begleitung und Beobachtung gar nicht groß genug eingeschätzt werden. Das Mindeste, was Eltern den Kindern im Umgang mit dem Social Web beibringen sollten, ist Vorsicht mit dem Umgang mit persönlichen Daten. Zwar zeigte eine SUPER RTL Studie zur Nutzung der Möglichkeiten des Web 2.0 durch Kinder im Jahr 2008, dass den jungen Internetnutzern nicht pauschal ein unreflektierter Umgang mit dem Netz unterstellt werden kann. Dennoch können längst nicht alle Kinder und Jugendlichen die Gefahren im Internet erkennen und einschätzen. Für den Jugendschutz nehmen darum die Eltern eine wichtige Schlüsselposition ein: Sie stehen in der Verantwortung, einen bewussten Umgang mit dem Medium zu

vermitteln. Dabei ist es entscheidend, sich mit den Inhalten auseinanderzusetzen, mit den Kindern über etwaige Bedenken zu sprechen und sich auszutauschen. Eltern sollten den neuen Medien nicht leichtfertig gegenüberstehen, sondern mit diesen wichtigen Facetten kindlichen Erlebens ohne Berührungsangst in Kontakt bleiben, wobei sie sich auch von ihren Kindern erklären lassen sollten, was diese mit den Medien erleben und was sie dort suchen. Schließlich gibt es genug Angebote, die gefahrlos von Kindern genutzt werden können. So werden etwa in den Online-Angeboten von SUPER RTL sämtliche Foren und alle Uploads der User von der Redaktion geprüft, bevor sie online gehen. Im Umgang mit einer Generation, die so medienaffin ist wie die heutigen Kinder, ist es wenig sinnvoll, pauschal alles freizugeben oder zu verbieten. Es macht eben einen Unterschied, ob sich ein 10-jähriges Mädchen in einem moderierten Kinderchat aufhält und erste Erfahrungen mit dem Medium sammelt oder in einem ungeschützten Chatraum, wo sich Erwachsene tummeln und möglicherweise auch Cybermobbing stattfindet. Das Kind weiß nur, dass es chatten will, die Eltern haben die Verantwortung, für Orientierung und eine gesunde Lernerfahrung zu sorgen.

Festzuhalten bleibt: Chancen und Risiken der häuslichen Hard- und Softwareinfrastruktur sind für die meisten Kinder nicht überschaubar. Ohne elterliche Impulse, den Willen zur Intervention bei permanenter Wachsamkeit gegen Missbrauch ist ein kindgerechter und entwicklungsfördernder Umgang mit den heutigen elektronischen Medien und ihren so gut wie unbegrenzten Inhalten unmöglich. Das ist eine völlig veränderte Konstellation gegenüber den Zeiten, in denen die Medienlandschaft vergleichsweise überschaubar war: Radio, öffentlich-rechtliches Fernsehen, Schallplatten, Musikkassetten, Zeitschriften, Bücher und ihre Nutzung durch die Kinder wurden

von den Eltern quasi nebenbei registriert. Die meisten Eltern hatten dabei das Gefühl, gut informiert zu sein, die Mediennutzung ihrer Kinder unter Kontrolle zu haben. Die Gefahr, für Kinder verstörende Inhalte in einem Medium zu Gesicht zu bekommen, war äußerst klein, Medienmissbrauch war im Wesentlichen auf den Faktor Zeit beschränkt und hierüber wachte das Gros der Eltern intuitiv. Mehr Medienkompetenz aufseiten der Eltern ist daher die zentrale Forderung, um Kinder vor den negativen Einflüssen zu schützen und gleichzeitig die positiven Faktoren bestmöglich zu nutzen. Wie Eltern in der Praxis mit diesen Anforderungen umgehen können, wird im zweiten Teil dieses Buches gezeigt.

#### Zukunft der Kinder

## Rahmenfaktoren erfolgreicher Erziehung

Fast zwei Drittel aller Eltern befürchten, dass ihr Kind in Zukunft keine Lehrstelle oder keinen Studienplatz bekommt (64 Prozent). Besonders stark ausgeprägt sind diese Sorgen in Familien mit Migrationshintergrund, in der Unterschicht, bei Eltern von Hauptschülern und bei alleinerziehenden Müttern. Hier schränken Zukunftssorgen den Spaß an der Familie massiv ein. Eltern sehen ihre Kinder ohne berufliche Perspektive und die Kinder selbst spüren dies.

Unter den Faktoren Familie, Freunde, Schule und Medien wirkt sich der Einflussfaktor „Familie“ am gravierendsten aus! Ein gutes Familienklima und eine Familie, die in wirtschaftlich stabilen Verhältnissen lebt, sind häufig der Garant für die opti-

male Unterstützung der Kinder in Bezug auf alle schulischen Angelegenheiten, Freizeitgestaltung und Freundeskreis.

Medien werden zur Unterhaltung und zum Lernen gutgeheißen. Dass sie aber nicht alles sind, lernen Kinder unter anderem auch dadurch, dass ihnen durch gemeinsame Familienaktivitäten und organisierte Freizeit (Sport, musische Aktivitäten usw.) Alternativen geboten werden. Die Kinder aus den sozialen Milieus, die eine derartige Unterstützung bekommen, verfügen oft über ein gutes Selbstwertgefühl, zeigen soziale Kompetenz und Unterstützungsbereitschaft und fühlen sich gesund. Der Gang aufs Gymnasium ist nahezu eine Selbstverständlichkeit! Wo ein gutes Familienklima fehlt, wo eine Familie um ihren Lebensunterhalt kämpfen muss, sind die Eltern oftmals mit der Erziehung ihrer Kinder überfordert. Sie überlassen die Kinder mehr sich selbst, nehmen dabei den zeitlichen und inhaltlichen Medienmissbrauch (TV, Computer, Videospiele) bewusst oder unbewusst in Kauf, können oder wollen ihre Kinder in schulischen Angelegenheiten nicht unterstützen und haben auch kein Auge für die Freundschaften ihrer Kinder. Die Kinder wünschen sich mehr oder andere Freunde – oder sind Einzelgänger; das alles bleibt den Eltern oft verschlossen.

Fernsehen und die anderen elektronischen Medien wie PC, Computerspiele, Internet sind also nicht von Haus aus gut oder schlecht, sondern entfalten ihre negativen Einflüsse in der Wechselwirkung mit dem jeweiligen Familienklima, das den Missbrauch fördert oder z.B. durch attraktive Alternativen nicht aufkommen lässt.

Das Risiko für Kinder in diesen „Problemfamilien“, verhaltensauffällig, hyperaktiv oder lerngestört zu werden, ist deutlich höher als unter stabilen familiären Rahmenbedingungen. Oftmals klagen diese Kinder über unspezifische Kopf- bzw.

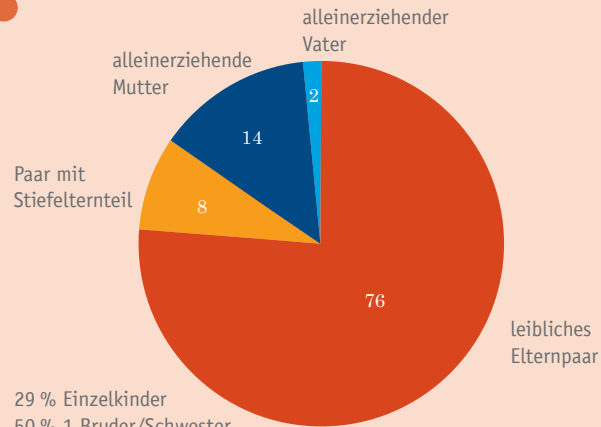
Bauchschmerzen, verbunden mit innerer Unruhe, Gereiztheit und Konzentrationsschwäche. Ihre Laufbahn endet in der Regel in der Hauptschule, häufig ohne qualifizierten Abschluss, wie auch die biografischen Analysen des Bundesinstituts für Berufsbildung (BIBB) zeigen. Der Blick auf Problemfamilien zeigt, welche Schlüsselfaktoren generell für das Wohlbefinden der Kinder und ein gutes Familienklima wichtig sind. Er liefert auch wertvolle Hinweise darauf, wie Eltern in Familien, die nicht in prekären Verhältnissen leben, mit wenig Aufwand das Familienklima und die Zukunftsperspektiven ihrer Kinder verbessern können. Wie das in der Praxis zu bewerkstelligen ist, erfahren Sie im zweiten Teil des Buches ab Seite 101 (nach dem Diagrammblock).

# Diagramme

2

## Familienstrukturen

Angaben der Eltern, in Prozent



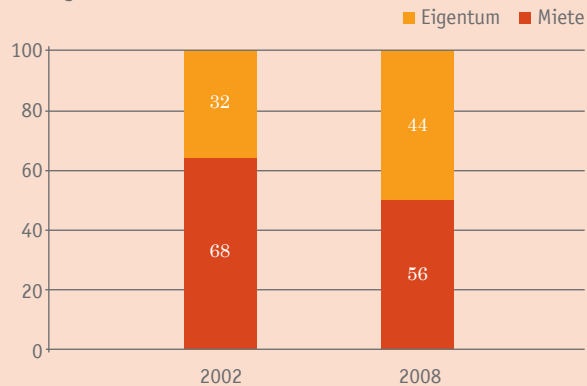
29 % Einzelkinder  
50 % 1 Bruder/Schwester  
21 % 2 und mehr Geschwister

Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

3

## Wohnsituation der Familien

Angaben der Eltern, in Prozent



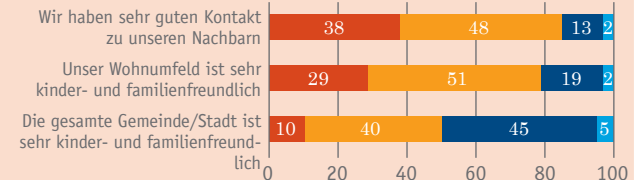
Quellen: Kinderwelten 2002, n = 963 Eltern von Kindern im Alter von 6–13 Jahren  
Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

4

## Familienfreundlichkeit des Wohnumfeldes

Angaben der Eltern, in Prozent

■ stimmt genau ■ stimmt ■ stimmt weniger ■ stimmt nicht



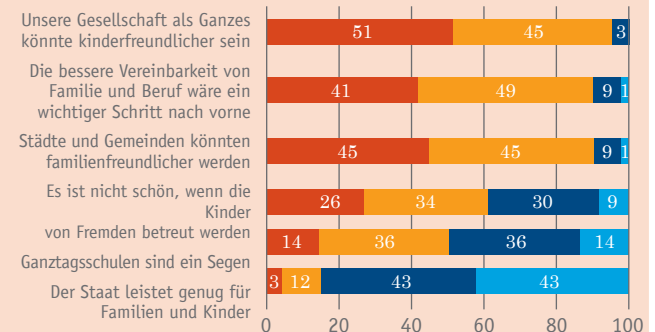
Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

5

## Gesellschaft und Familie

Angaben der Eltern, in Prozent

■ stimmt genau ■ stimmt ■ stimmt weniger ■ stimmt nicht

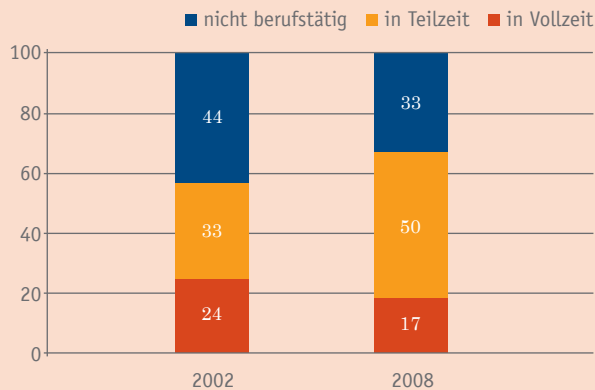


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

6

## Berufstätigkeit der Mütter

Angaben der Eltern, in Prozent



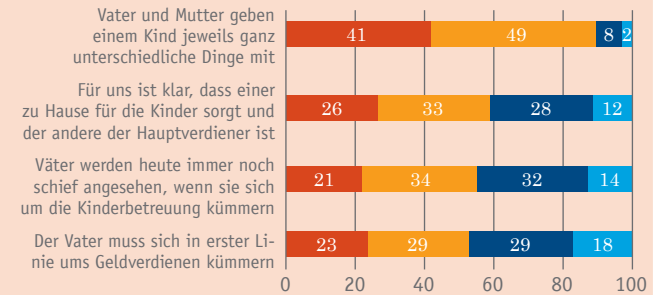
Quellen: Kinderwelten 2002, n = 963 Eltern von Kindern im Alter von 6–13 Jahren/  
Kinderwelten 2008, n = 800, Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

8

## Rollenverständnis

Angaben der Eltern, in Prozent

■ stimmt genau ■ stimmt ■ stimmt weniger ■ stimmt nicht

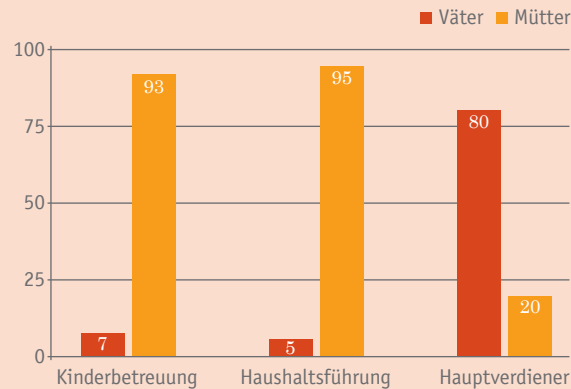


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

7

## Aufgabenverteilung in den Familien

Angaben der Eltern, in Prozent

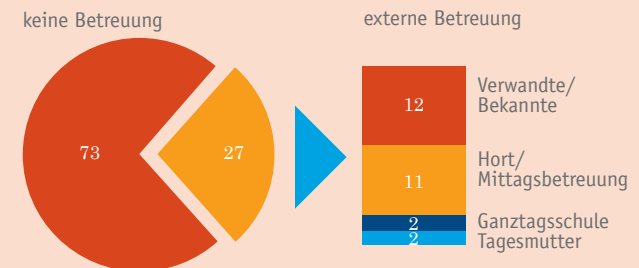


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

9

## Betreuung der Kinder

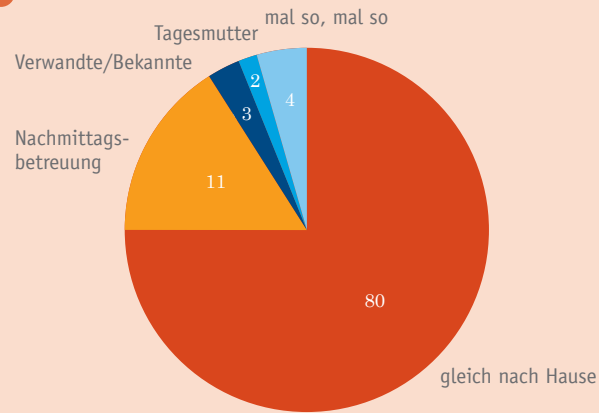
Angaben der Eltern, in Prozent



Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

10

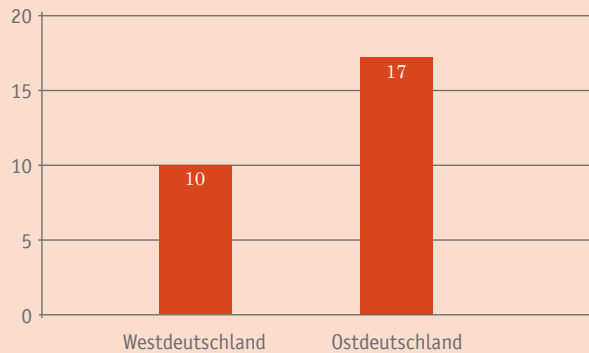
### Wohin gehen die Kinder nach der Schule? Angaben der Kinder, in Prozent



Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Schulkinder im Alter von 6-13 Jahren

11

### Nachmittagsbetreuung: im Osten gängiger „Wohin gehst Du nach der Schule?“ Antwort „Nachmittagsbetreuung“ Angaben der Kinder, in Prozent

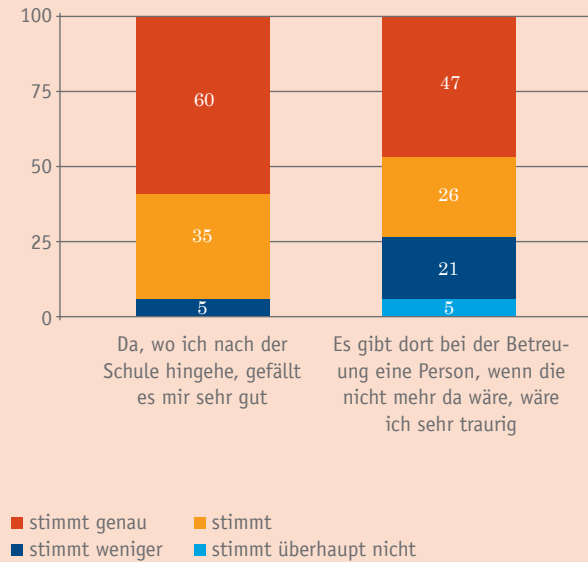
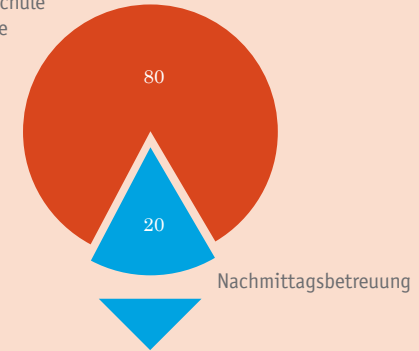


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Schulkinder im Alter von 6-13 Jahren

12

### Bewertung der Nachmittagsbetreuung Angaben der Kinder, in Prozent

Geht jeden Tag gleich  
nach der Schule  
nach Hause

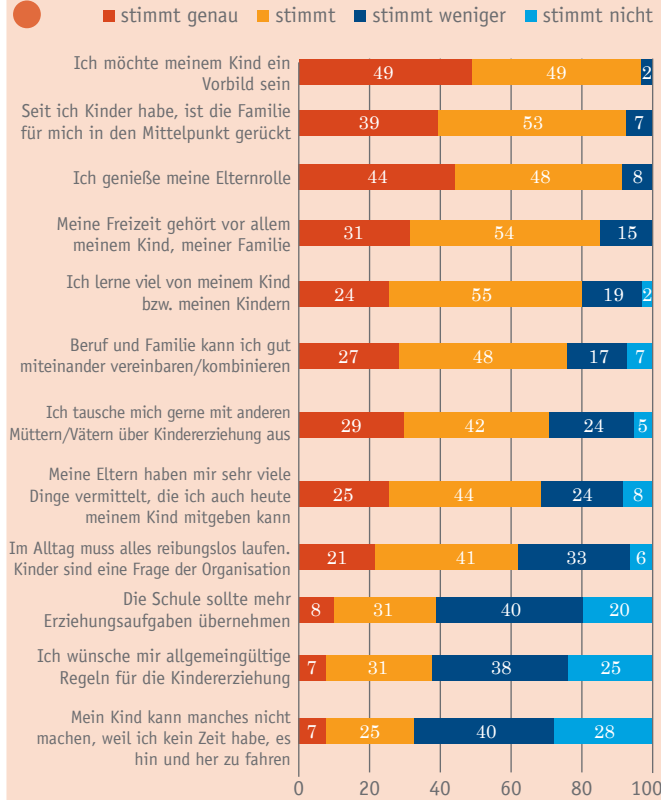


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Schulkinder im Alter von 6-13 Jahren

13

### Aussagen zur Elternrolle

Angaben der Eltern, in Prozent

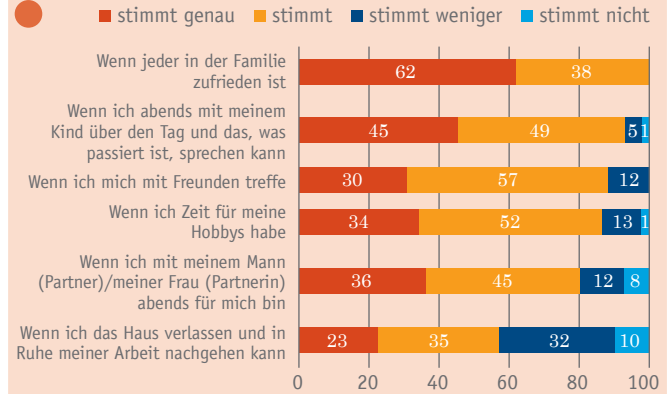


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6-13 Jahren

14

### Glückliche Momente des Familienlebens

Angaben der Eltern, in Prozent

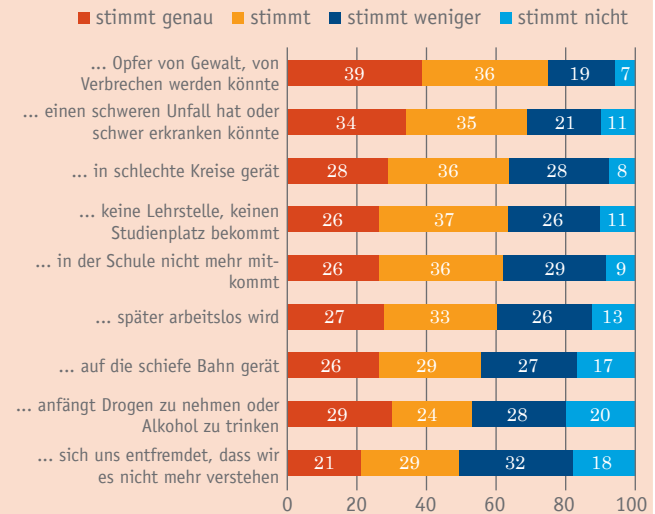


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6-13 Jahren

15

### Elternsorgen

Angaben der Eltern, in Prozent  
Ich Sorge mich öfter, dass mein Kind ...

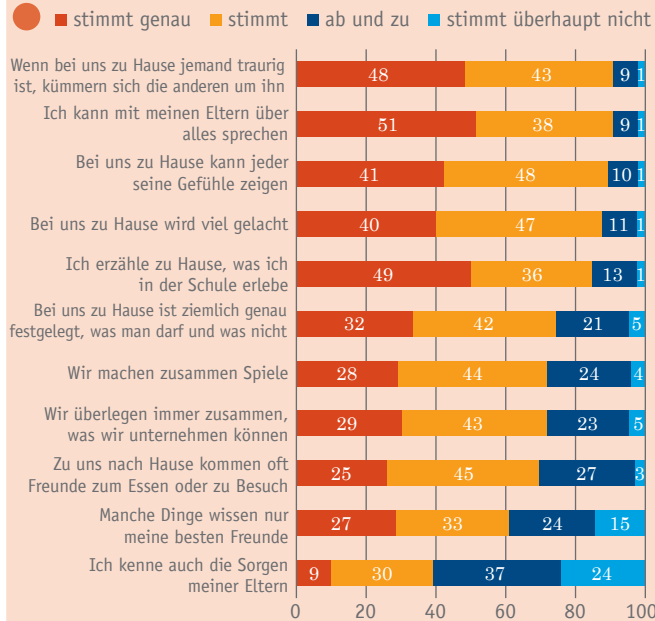


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6-13 Jahren

16

## Familienklima aus Kindersicht

Angaben der Eltern, in Prozent

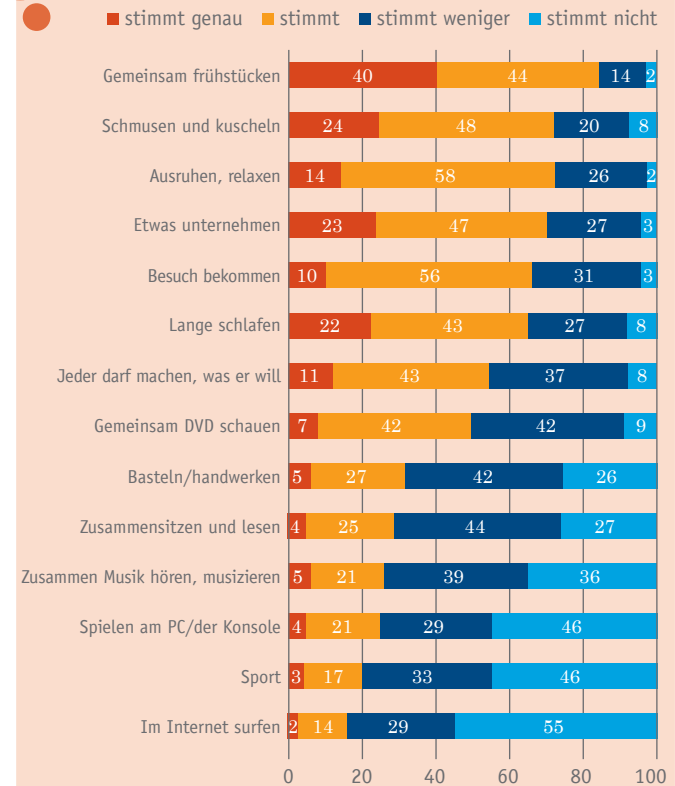


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Schulkinder im Alter von 6–13 Jahren

17

## Wochenendaktivitäten der Familie

Angaben der Eltern, in Prozent



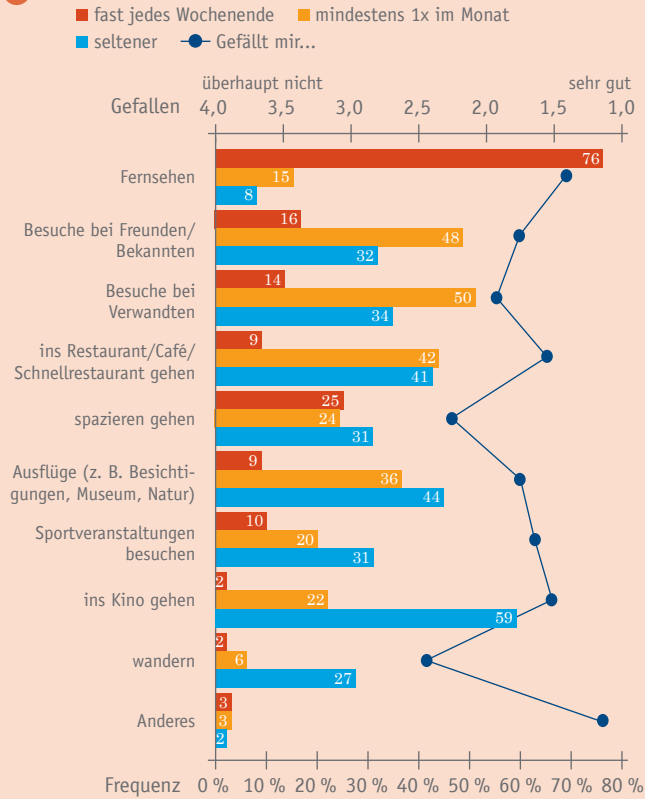
Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren



18

### Wochenendaktivitäten der Familie

Angaben der Eltern, in Prozent  
Ausgewählte Aktivitäten nach Frequenz und Gefallen

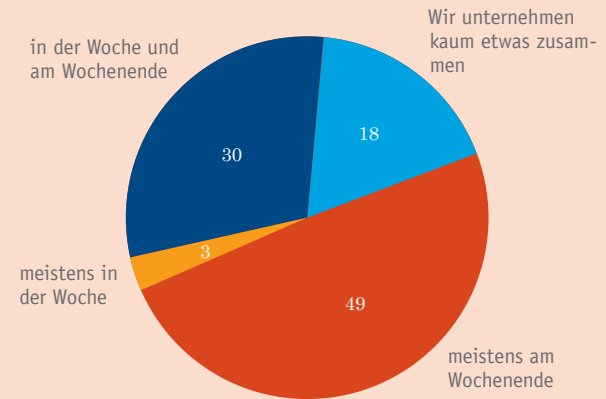


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Schulkinder im Alter von 6-13 Jahren

19

### Unternehmungen der Väter mit dem Kind

Angaben der Eltern, in Prozent  
leiblicher Vater, Stiefvater, Lebensgefährte der Mutter

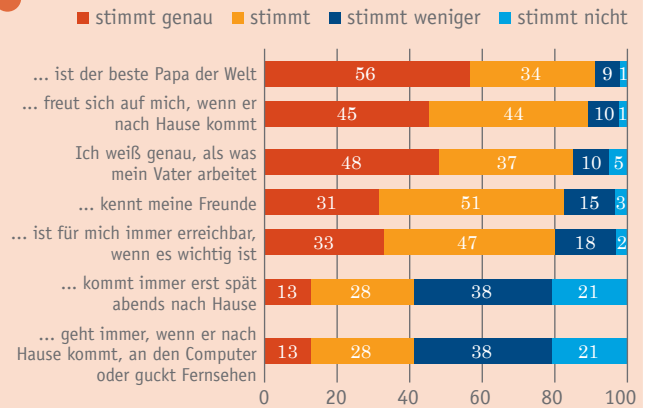


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6-13 Jahren

20

### Wahrnehmung des Vaters

Angaben der Kinder, in Prozent  
Mein Vater ...



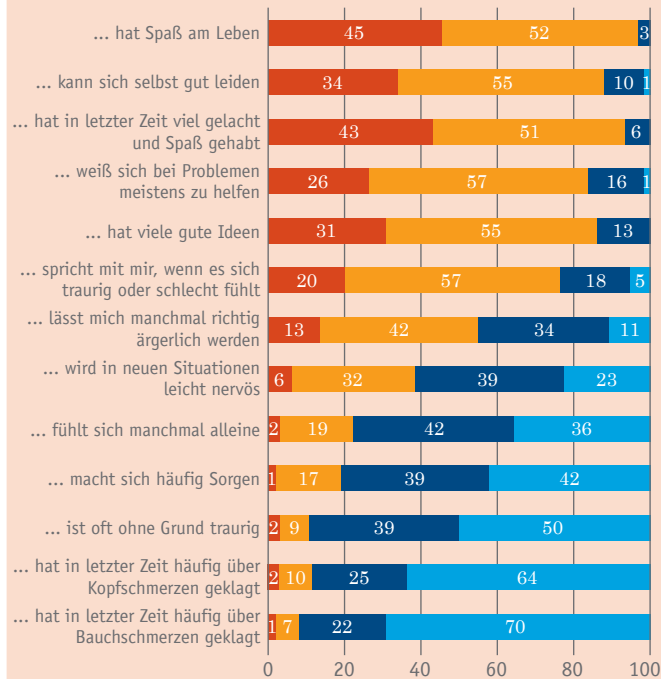
Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Schulkinder im Alter von 6-13 Jahren

21

### Elternsicht auf das Kind

Angaben der Eltern, in Prozent  
Mein Kind ...

- stimmt genau
- stimmt
- stimmt weniger
- stimmt überhaupt nicht



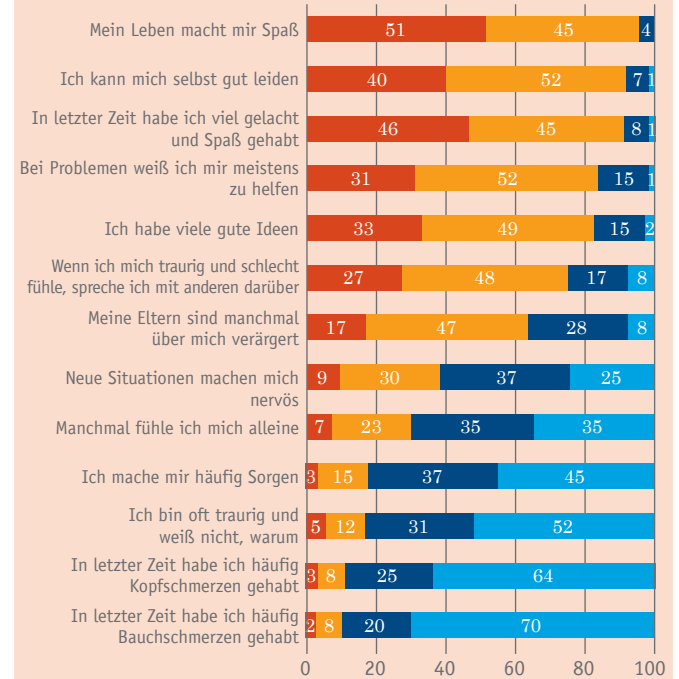
Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

22

### Selbstbild der Kinder

Angaben der Kinder, in Prozent

- stimmt genau
- stimmt
- stimmt weniger
- stimmt überhaupt nicht

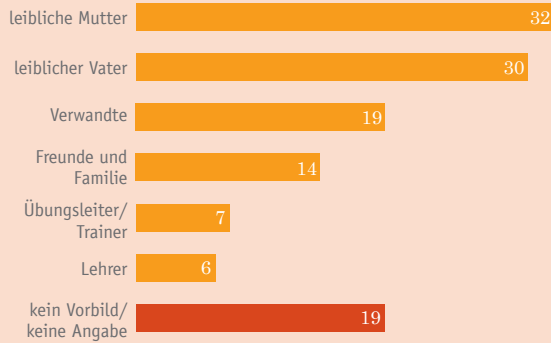


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Schulkinder im Alter von 6–13 Jahren

23

### Vorbilder der Kinder

persönlich bekannt – keine Stars,  
Angaben der Kinder, in Prozent

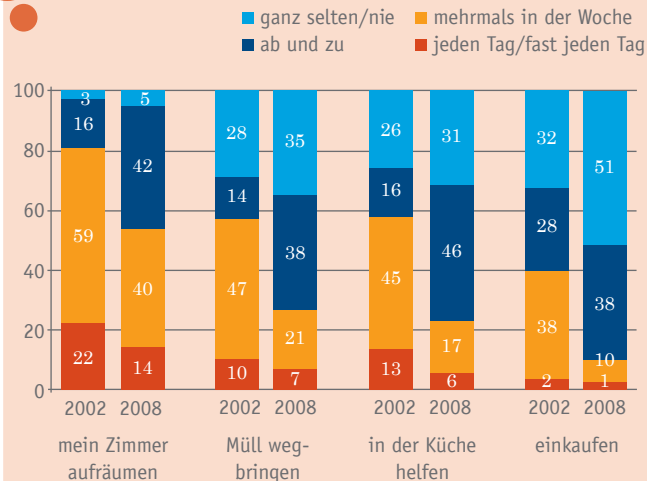


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Schulkinder im Alter von 6–13 Jahren

24

### Häusliche Mithilfe der Kinder

2002 vs. 2008, Angaben der Kinder, in Prozent

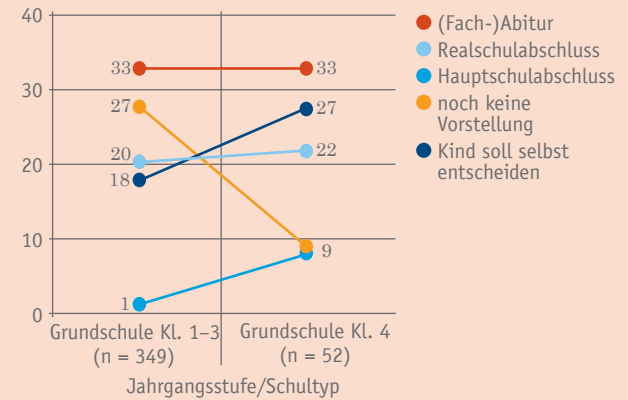


Quellen: Kinderwelten 2002, n = 963 Kinder im Alter von 6–13 Jahren/  
Kinderwelten 2008, n = 800 Schulkinder im Alter von 6–13 Jahren

25

### Veränderungen der Schullaufbahnwünsche

Elternwunsch für die Schullaufbahn,  
Angaben der Eltern, in Prozent

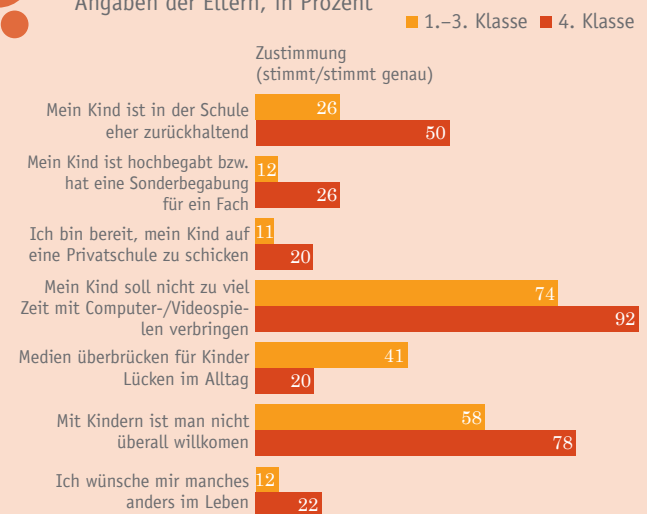


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

26

### Für Eltern bedeutet der Schulwechsel Stress

Veränderungen in der 4. Klasse,  
Angaben der Eltern, in Prozent

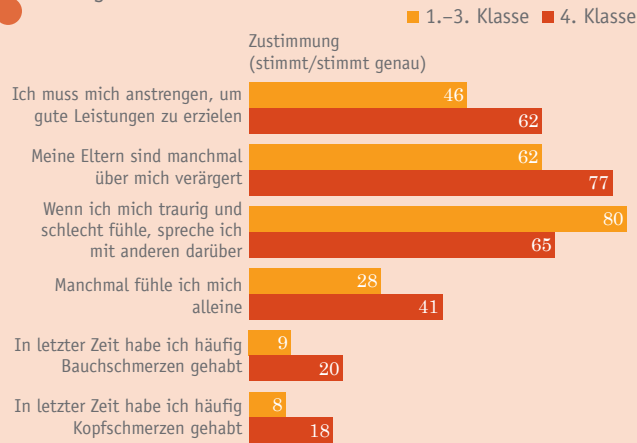


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

27

### Ab der 4. Klasse stehen Kinder unter Druck

Veränderungen in der 4. Klasse, Angaben der Kinder, in Prozent

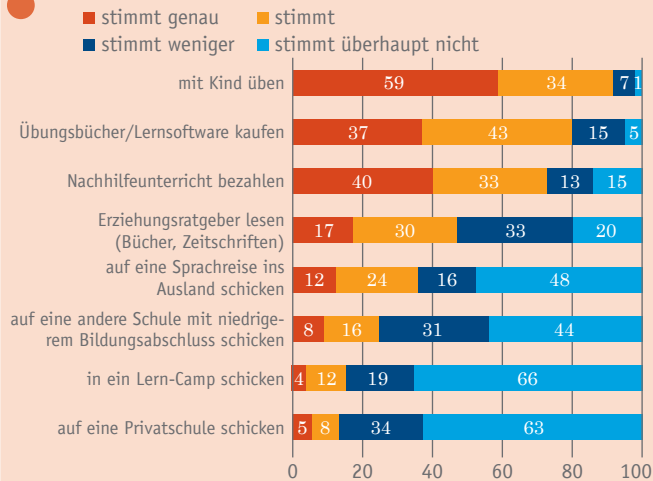


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Schulkinder im Alter von 6–13 Jahren

28

### Gezielte Förderung des Kindes durch Eltern

Was würden Sie tun bzw. tun Sie, um Ihr Kind zu fördern? Angaben der Eltern, in Prozent

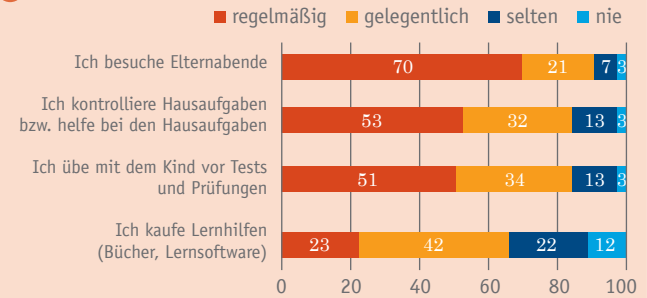


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

29

### Engagement der Eltern in schulischen Angelegenheiten

Angaben der Eltern, in Prozent

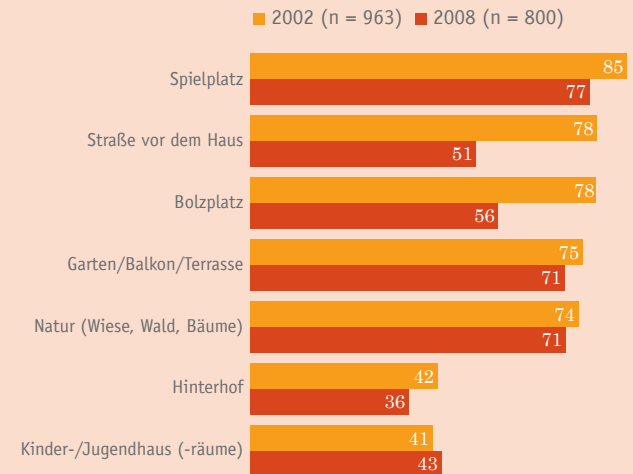


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

30

### Spielmöglichkeiten außer Haus

Elternsicht, Bewertung „sehr gut“ oder „gut“, Angaben der Eltern, in Prozent



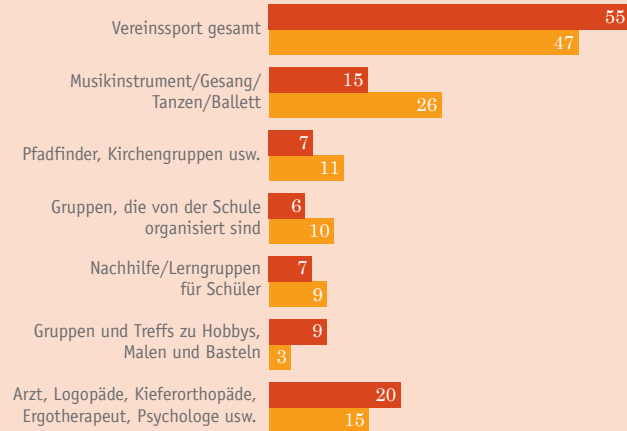
Quellen: Kinderwelten 2002, n = 963 Eltern von Kindern im Alter von 6–13 Jahren/  
Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

31

### Termine der Kinder

Angaben der Eltern, in Prozent

■ Kinderwelten 2002 ■ Kinderwelten 2008

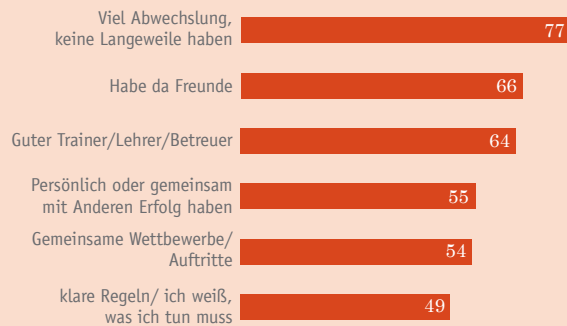


Quellen: Kinderwelten 2002, n = 963 Eltern von Kindern im Alter von 6–13 Jahren/  
Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

32

### Gründe für den Vereinssport

Punkte, die am Sportverein am besten gefallen Top-Nennung („stimmt genau“) auf vierstufiger Skala, Angaben der Kinder, in Prozent

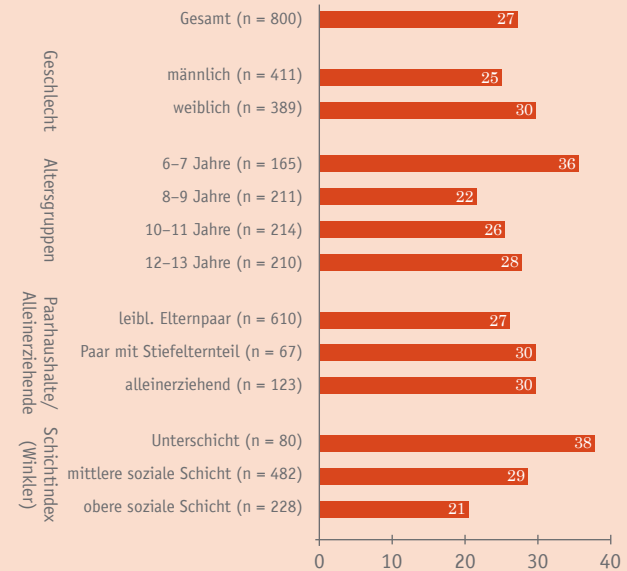


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Schulkinder im Alter von 6–13 Jahren

33

### Kinder, ohne organisierte Freizektivitäten

Sportverein, Musikstunden etc., Angaben der Eltern, in Prozent



Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

34

### Lieblingsbeschäftigungen der Kinder

2002 2008

1. Fernsehen	1. Fernsehen
2. Malen, Basteln, Handarbeiten, Handwerken	2. Malen, Basteln, Handarbeiten, Handwerken
3. Musik auf CD od. MC	3. Bücher
4. Nintendo, Playstation oder Sega	4. Musik auf CD od. MC
5. Gameboy	5. Bausteine, Figuren (LEGO, Playmobil, Bauklötze)
6. PC-Spiele	6. Nintendo, Playstation, Sega
7. Bücher	7. PC-Spiele
8. Barbie/Polly Pocket	8. sonstige Gesellschafts-/Geschicklichkeitsspiele
9. Bausteine, Figuren (LEGO, Playmobil, Bauklötze)	9. Internet (Surfen, E-Mail, Chat usw.)
10. Brett- und Tischspiele	10. Barbie/Polly Pocket

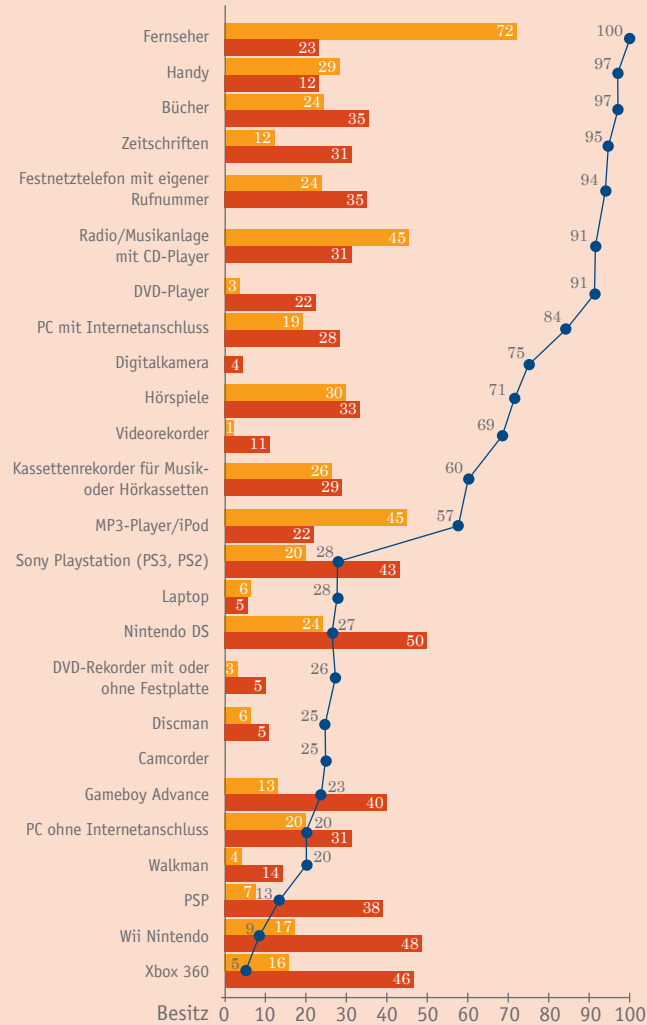
Quellen: Kinderwelten 2002, n = 963 Kinder im Alter von 6–13 Jahren/  
Kinderwelten 2008, n = 800 Schulkinder im Alter von 6–13 Jahren

35

### Verfügbarkeit und Nutzung von Medien

Angaben der Eltern, in Prozent

● im HH vorhanden    ■ tägliche Nutzung  
■ mehrmals wöchentliche Nutzung



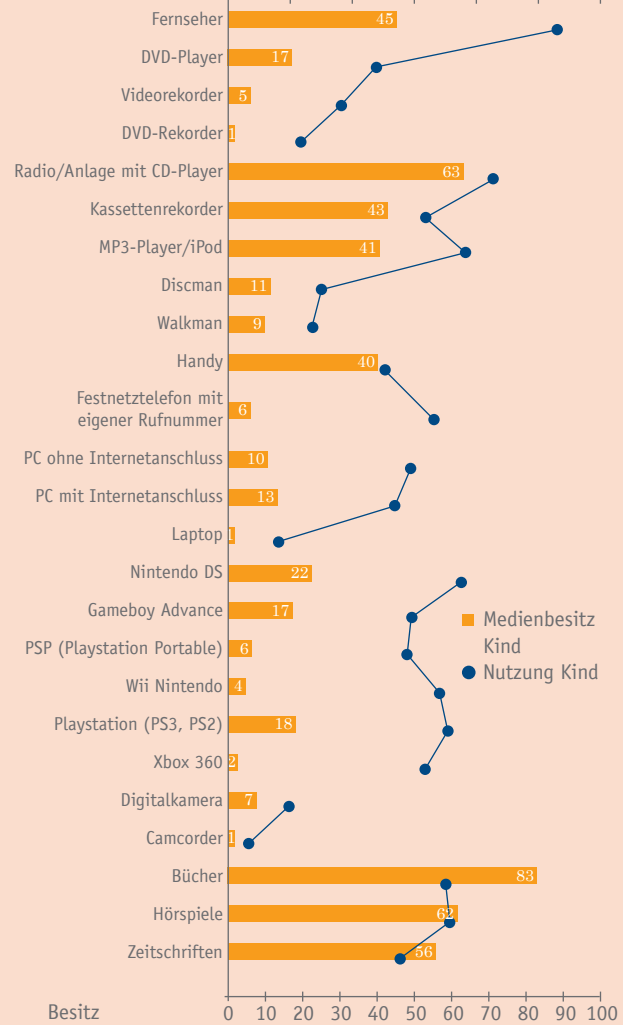
Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

36

### Medienausstattung der Kinder

Angaben der Eltern, in Prozent

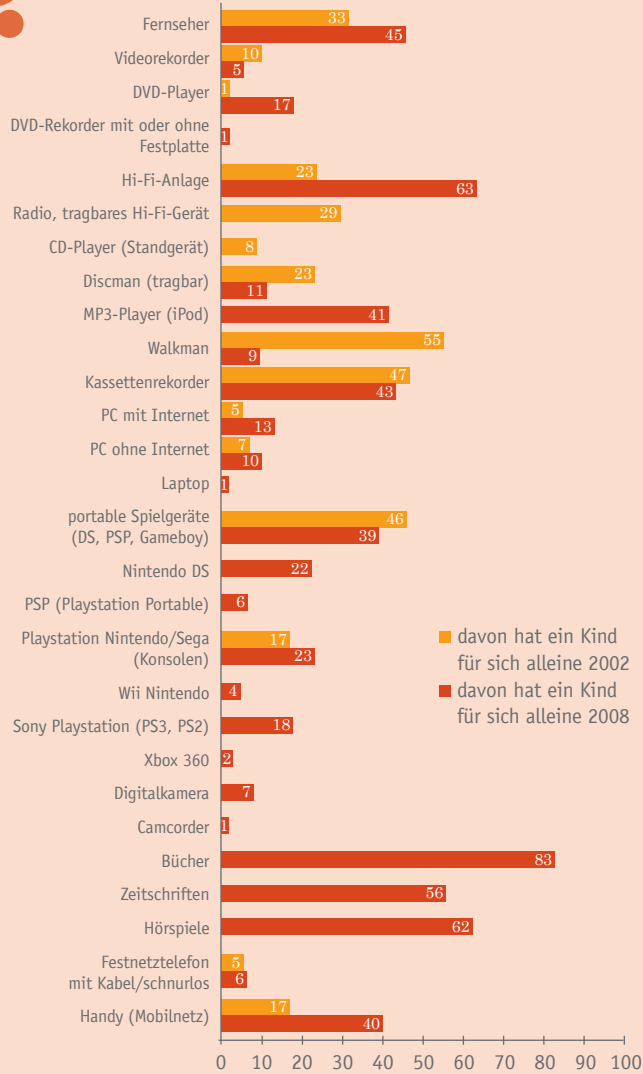
nie 4,0    ganz selten 3,5    3,0    fast täglich 2,5    2,0    täglich 1,0



Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

37

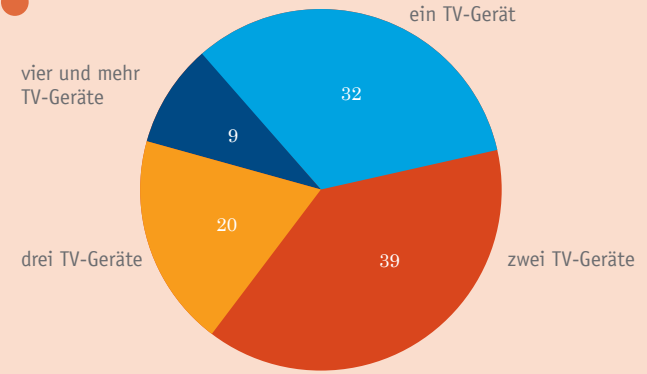
### Entwicklung der Medienausstattung Angaben der Eltern, in Prozent



Quellen: Kinderwelten 2002, n = 963 Eltern von Kindern im Alter von 6–13 Jahren/  
Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

38

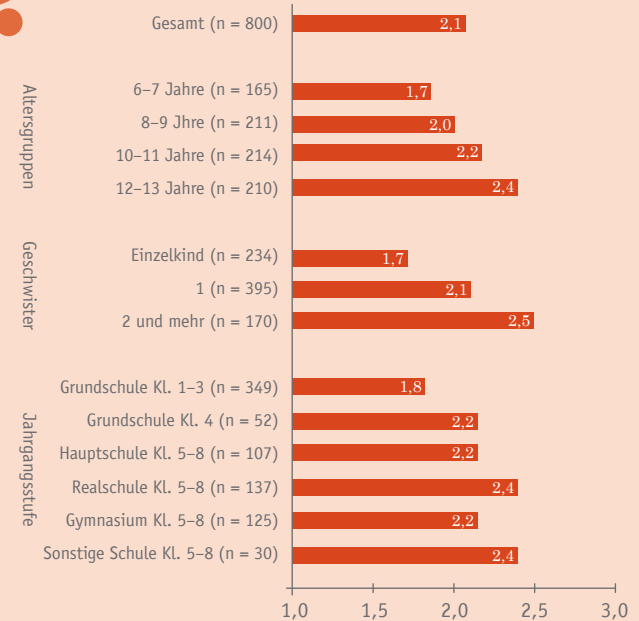
### Anzahl der TV-Geräte im Haushalt Angaben der Eltern, in Prozent



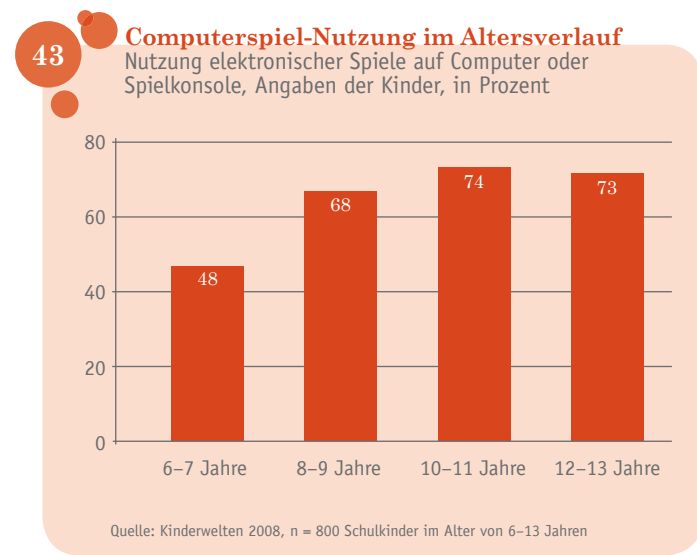
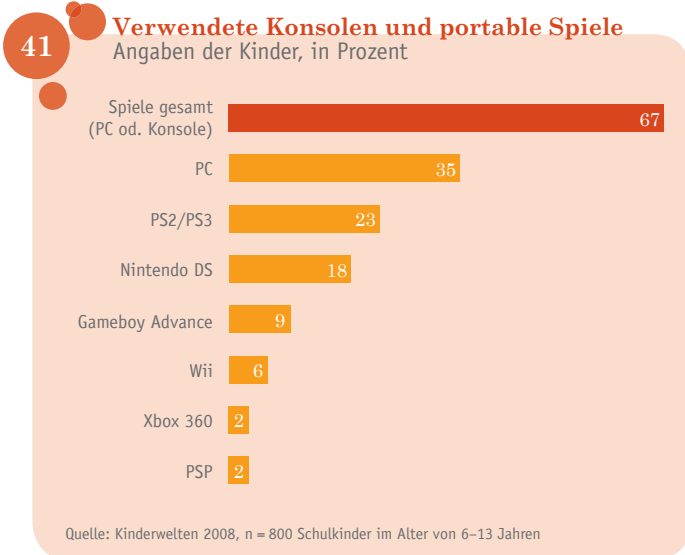
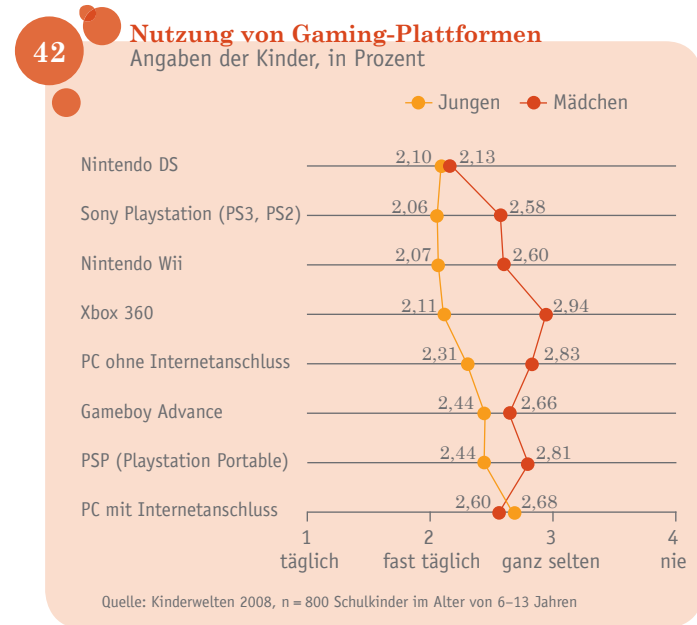
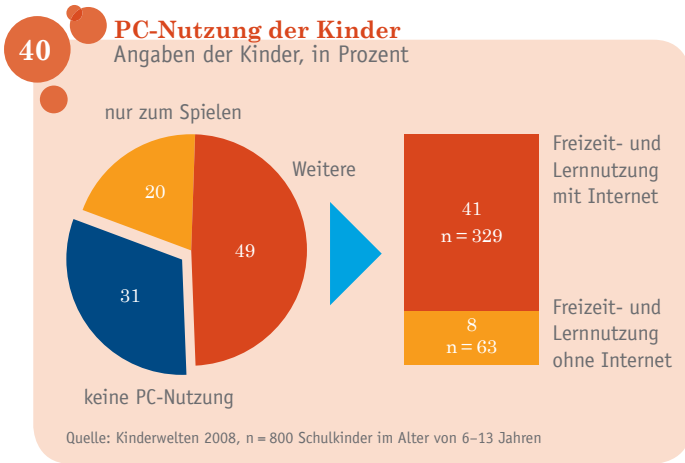
Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

39

### Anzahl der TV-Geräte im Haushalt Nach Merkmalen der Kinder, Angaben der Eltern, in Prozent



Quellen: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren



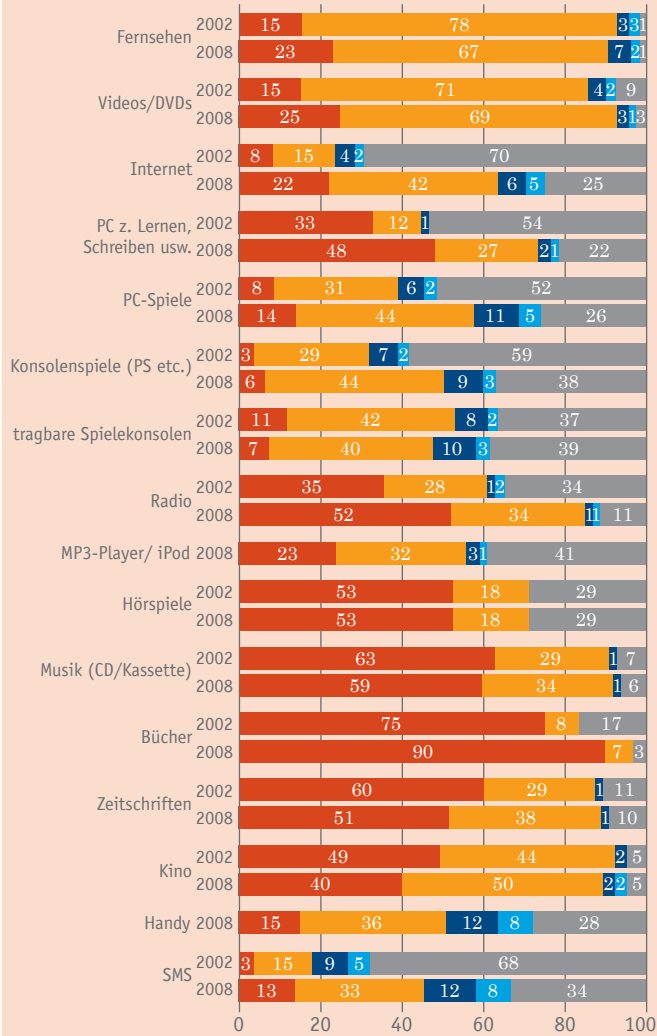


44

### Eltern-Einstellungen zur Mediennutzung

Wie Eltern Medien sehen, Angaben der Eltern, in Prozent

■ finde ich gut ■ akzeptiere ich ■ möchte ich am liebsten verbieten  
■ verbiete ich öfter ■ wird vom Kind nicht genutzt



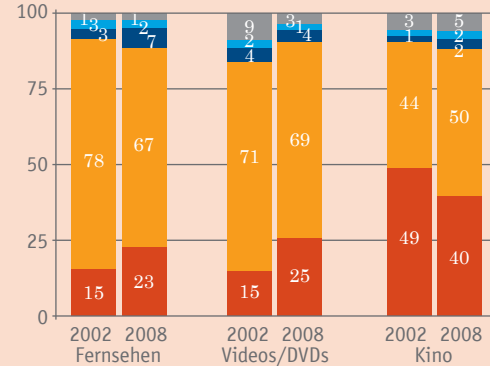
Quellen: Kinderwelten 2002, n = 963 Eltern von Kindern im Alter von 6-13 Jahren/  
Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6-13 Jahren

45

### Elternmeinung zu TV, Video und Kino

Angaben der Eltern, in Prozent

■ Medium wird vom Kind nicht genutzt ■ verbiete ich öfter  
■ möchte ich am liebsten verbieten ■ akzeptiere ich ■ finde ich gut



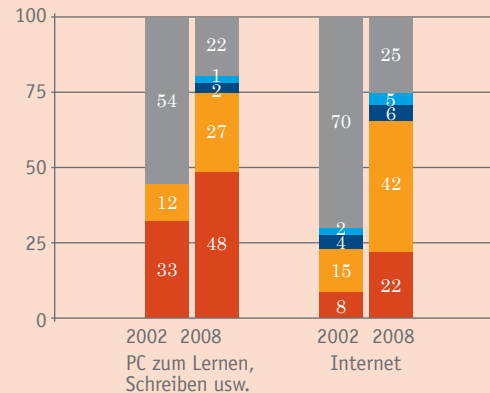
Quellen: Kinderwelten 2002, n = 963 Eltern von Kindern im Alter von 6-13 Jahren/  
Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6-13 Jahren

46

### Elternmeinung zu PC und Internet

Angaben der Eltern, in Prozent

■ Medium wird vom Kind nicht genutzt ■ verbiete ich öfter  
■ möchte ich am liebsten verbieten ■ akzeptiere ich ■ finde ich gut



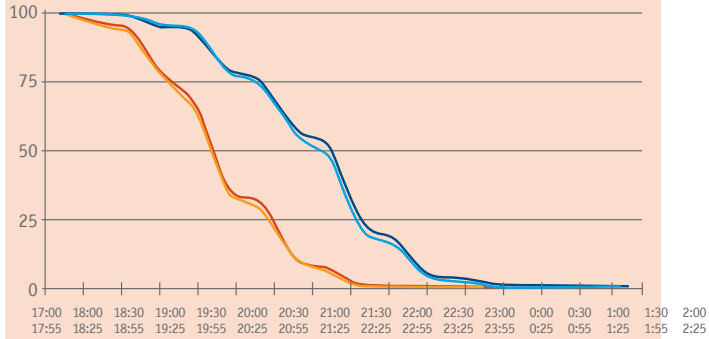
Quellen: Kinderwelten 2002, n = 963 Eltern von Kindern im Alter von 6-13 Jahren/  
Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6-13 Jahren

47

### Kind darf abends Fernsehen bis ...

Angaben der Eltern und Kinder, in Prozent

■ vor Schultagen (Angabe Kind) ■ vor Schultagen (Angabe Eltern)  
■ vor schulfreien Tagen (Angabe Kind) ■ vor schulfreien Tagen (Angabe Eltern)



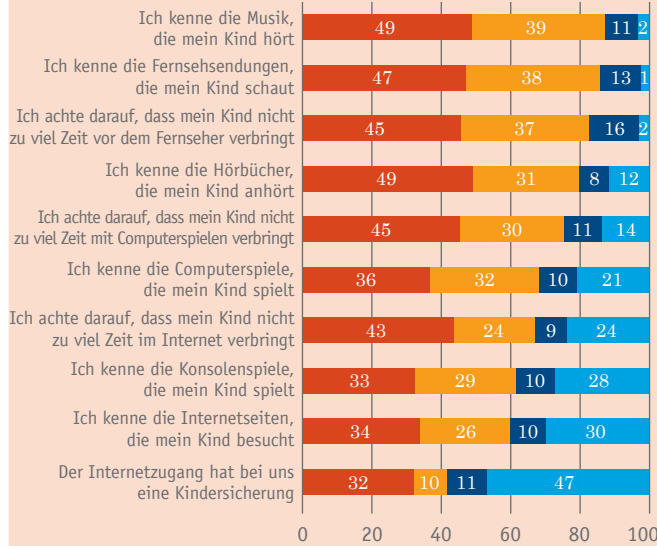
Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Schulkinder im Alter von 6–13 Jahren und jeweils ein Elternteil

48

### Medienkompetenz der Eltern

Angaben der Eltern, in Prozent

■ stimmt genau ■ stimmt ■ stimmt weniger ■ stimmt nicht



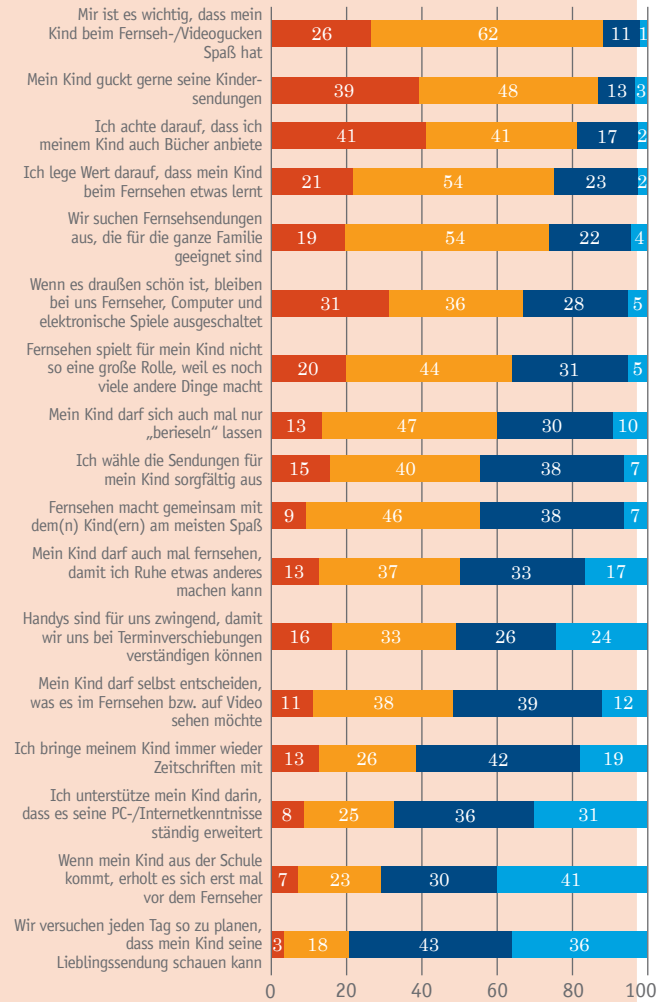
Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

49

### Eltern-Einstellung zur Mediennutzung

Angaben der Eltern, in Prozent

■ stimmt genau ■ stimmt  
■ stimmt weniger ■ stimmt überhaupt nicht

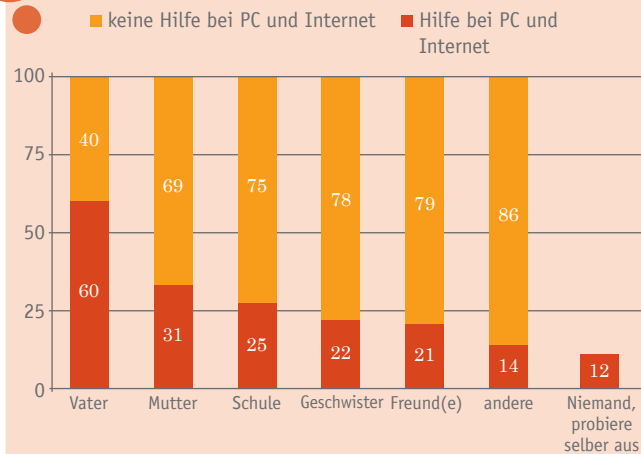


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 800 Eltern von Schulkindern im Alter von 6–13 Jahren

50

### Unterstützung der Kinder am Computer

Angaben der Kinder, in Prozent

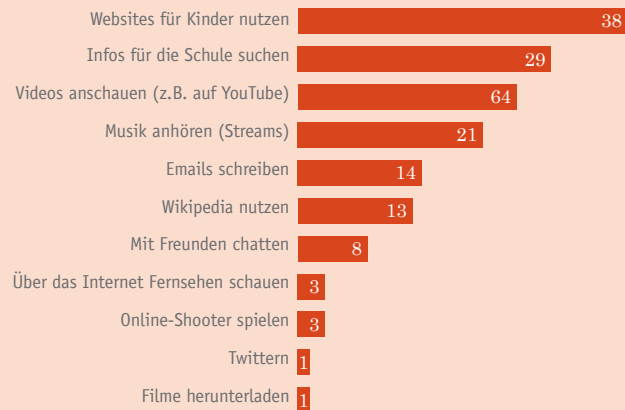


Quelle: Kinderwelten 2008, n = 329 Schulkinder im Alter von 6–13 Jahren, die zu Hause das Internet nutzen

51

### Aktivitäten der Kinder im Netz

Ausgewählte Internet-Tätigkeiten 2009, Nutzung oft („mind. 1 x pro Woche“), Angaben der Kinder, in Prozent



Quelle: Iconkids & Youth Trend Tracking 2009/n = 403 Kinder zwischen 6 und 12 Jahren die ins Internet gehen

## TEIL II

# Kommunikation in der Familie

Schlüssel zur erfolgreichen Erziehung

## Freiheit als Verpflichtung verstehen

Im ersten Teil des vorliegenden Buches haben wir vorwiegend auf Basis quantitativer Studien die Rahmenbedingungen für Familie beschrieben. Wir haben gezeigt, mit welchen alltäglichen Problemen sie sich auseinandersetzen muss, wie der Druck auf Eltern und auch die Kinder stetig wächst. Nach diesem Blick von außen sollen im zweiten Teil die Innenbeziehungen der Familie in den Fokus rücken. Es wird gezeigt, wie sich die Rollen von Vätern und Müttern allmählich verändert haben und welchen Einfluss dies auf die Erziehung der Kinder hat.

Während die quantitative Forschung all das quantifizieren kann, was bei Menschen an bewusstem Wissen vorhanden ist, so ist sie doch nicht dazu geeignet, unbewusste Einstellungen offenzulegen. Auch vieles, was Menschen denken und fühlen, können sie entweder selbst nicht erklären oder sie greifen zu sozial erwünschten Erklärungen. Um die unbewussten Einstellungen von Menschen aufzudecken, muss man in der Forschung zu tiefenpsychologischen Methoden greifen. Bei der Kinderwelten-Studie wurde mit psychologisch-morphologischen Tiefeninterviews gearbeitet. Diese Herangehensweise erlaubt zudem auch, Lösungswege aufzuzeigen, die nicht an Symptomen ansetzen, sondern auf Basis der ermittelten Einstellungen und Bedürfnisse der Eltern helfen, grundlegende Verhaltensweisen zu überdenken. Auch lassen sich dadurch unbewusst angewendete Erfolgsstrategien von Eltern typologisieren.

## Rollen von Vätern und Müttern im Wandel

Rollenbilder sind Positionen, die man in einem übergreifenden Prozess, einem Beziehungskonstrukt, einnimmt. Sie sind also nicht isoliert zu verstehen, sondern immer nur im Kontext. Der Gesamtkontext ist die Kultur: Sie bestimmt, was wir unter „Familie“ verstehen und was wir jeweils als „gut“ und „richtig“ für die Kindererziehung ansehen. Wer im Jahr 2009 am Amazonas als Yanomani-Indianer aufwächst, muss andere Dinge lernen als ein Kind in Köln, weil die Kultur – d.h. die Form des Lebens und Arbeitens und der Existenzsicherung – andere Anforderungen stellt, auf über Jahrhunderte entwickelten Mythen vom (Zusammen-)Leben basiert und sich kulturtypische Lösungsformen für veränderte Außenbedingungen und Probleme wie Chancen herausgebildet haben.

Vergleichen wir etwa Deutschland und das schon zuvor als Positiv-Beispiel angeführte Frankreich: Die Franzosen haben eine Revolutionsgeschichte. Darum wird dort gewalttätig demonstriert, Betriebe werden brutal bestreikt. Franzosen haben eine tief verwurzelte Gleichheitsidee, und darum hatten und haben Mütter in Frankreich kein Problem damit, einem Beruf nachzugehen und die Kinder der Ganztagsbetreuung zu überantworten. Und weil dieses Gleichheitsideal fest in der Gesellschaft verwurzelt ist, ist es auch selbstverständlich, dass ausreichend viele Betreuungsplätze existieren. Seit über 100 Jahren gibt es die École maternelle als kostenlose Ganztagschule. Sie verdankt ihren Ursprung der Misere der Arbeiterhaushalte zu Beginn der Industrialisierung. Angefangen in Form einer Betreuung von Kleinkindern durch die katholische Kirche, wurden diese Schulen bereits 1881 in das Schulwesen integriert. Mit der Trennung von Kirche und Staat im Jahre 1905 wurde die Vorschulerziehung dann komplett vom Staat übernommen (vgl. FAZ.net, „Paläste zu Krippen“, 21.5.2005).

In Skandinavien begann der konsequente Ausbau der Kinderbetreuung erst im Aufschwung der siebziger Jahre vor dem Hintergrund einer steigenden Erwerbsquote von Frauen (vgl. Minkenberg/Willems: Politik und Religion).

Deutschland hat eine preußisch dominierte Geschichte mit den entsprechenden Folgsamkeits- und Fleißtugenden, denen man auch bis ins Extrem des Unmenschlichen treu bleiben kann. Frauen sind in Deutschland historisch besonders angesehen in ihrer Mutterrolle (Stichwort: Mutterverdienstkreuz). Entsprechend spät konnte man sich zu einer Anerkennung der berufstätigen Frauen durchringen. Bis in die Neunzigerjahre hinein wird immer wieder der Konflikt zwischen Mutterschaft und Berufstätigkeit inszeniert und beschrieben. Wenn es aber keinen Konsens in der Gesellschaft darüber gibt, ob es überhaupt gut ist, dass Mütter berufstätig sind, dann ist es nur konsequent, dass die Notwendigkeit einer Ganztagsbetreuung immer wieder hinterfragt, aber nicht schnell vorangetrieben wird.

Familien erhalten also immer als Teil der Kultur ihre charakteristische Aufgabe zugeschrieben. Welche Rollen dabei die Eltern einzunehmen haben, was gut und hinderlich für die Entwicklung des Kindes ist, kann nur in eingeschränktem Umfang innerhalb der Familie frei festgelegt werden.

Solange es klare gesellschaftliche Gruppierungen gab, spiegelten sich deren Erwartungen auch in entsprechenden Rollen wieder. So waren bis in die Dreißigerjahre des vergangenen Jahrhunderts hinein die Frauen auf dem Land das – salopp ausgedrückt – „beste Pferd im Stall“, Kinder wurden als Arbeitskräfte und Altersversorgung verstanden. Beim Adel und den Industriellen diente die Frau als Repräsentationsstück und Organisatorin der häuslichen Belange, ohne allerdings über echte Macht zu verfügen. In dieser Gruppierung waren die Männer Führer und Indikatoren des sozialen Status, Kinder hatten pri-

mär die Funktion, zu erben, die Funktionen der Väter zu übernehmen und das Erwirtschaftete zu erhalten.

Unter den Arbeitern wiederum wurden Frauen oft als Leibeigene der Männer verstanden, die hart zu arbeiten hatten, die Kinder versorgen und den Mann bedienen mussten. Bei den Beamten schließlich verdiente der Mann allein, die Frau hingegen übernahm die Führung in Fragen der Moral und gab sich ganz der aufopferungsvollen Mutterrolle hin.

Im Nachkriegsdeutschland war es äußerst schwierig, Frauenrechte überhaupt formell durchzusetzen. Obwohl die Trümmerfrauen in den ersten Nachkriegsjahren die Hauptlast trugen, etablierten sich sehr schnell wieder die alten Verhältnisse. Im Parlamentarischen Rat, der das Grundgesetz ausarbeitete, saßen vier Frauen 61 Männern gegenüber. Erst im dritten Anlauf gelang es, die volle Gleichberechtigung der Frau im Grundgesetz zu verankern. Trotzdem brauchten Frauen die Genehmigung des Ehemannes, wenn sie arbeiten gehen wollten, genauso wie etwa zur Kontoeröffnung. Aus Sicht des damaligen Familienministers Wuermeling hatte Frauenarbeit gar einen „gemeinschaftszerstörenden Charakter“. (vgl. Süddeutsche Zeitung, „Von der Spießheröhle zur Patchwork-Familie“, 4./5.4.2009).

## Misstrauen gegenüber dem einen richtigen Weg

Im ersten Teil des Buches wurden die fehlende Solidarität und ein Mangel an gemeinsamem Handeln angesprochen. Warum aber fällt es Deutschen so schwer, grundlegende Änderungen in Angriff zu nehmen und gemeinsam an einem Strick zu ziehen, wenn es doch offensichtlich um die Zukunft der Gesellschaft geht? Man kann dies nur vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte, vor allem des 3. Reichs, verstehen: Man hat erfahren und verinnerlicht, dass die Entschiedenheit, gemeinsam für

eine bestimmte Kultivierung, für ein bestimmtes Ziel einzutreten in die absolute Katastrophe geführt hat. Die Deutschen mussten miterleben, dass sich ihr Traum in einen Albtraum verkehrte. Das Ergebnis: Man wollte sich nie wieder einer bestimmten Sache uneingeschränkt verschreiben. Und doch entwickelten sich nach dem Krieg zunächst wieder Strukturen, die (unbewusst) eng an die Nazizeit angelehnt waren, d.h. mit einer starken Vaterfigur als Führer der Familie und einer Mutter, die die vielen Kinder erzieht. Der Aufbruch in eine freiere Gesellschaft, die sich gerade von solchen Determinationen losmachen wollte, war gescheitert. Stattdessen hatte man sich als Reaktion auf den Faschismus ins Private zurückgezogen, wo die alten, gelernten Strukturen weiterbestanden.

Erst die Studenten der Sechzigerjahre hinterfragten dies und etablierten eine Gegenkultur, die zwangsläufig vielen Älteren als radikal erscheinen musste. Doch nach und nach diffundierten die neuen Ideen doch von den Vorreitern und Theoretikern in die Allgemeinheit. So wurden in den Siebzigerjahren aus Kinderläden und WGs Kindergärten, in denen Kinder freier agieren und mitbestimmen konnten, aus Ehefrauen wurden Partnerinnen, aus Hausfrauen Geschäftsfrauen. Auch die Mütterrolle wandelte sich: von der Vollzeit-Mutter, die sich ganz dieser einen Rolle hingab, zur temporären Versorgerin.

Die Siebziger-, Achtziger- und Neunzigerjahre waren geprägt von dem Wunsch, alle Fesseln und alle Tabus zu beseitigen. Ein Ausdruck davon war etwa die Selbsthilfebewegung der Siebziger- und Achtzigerjahre als wichtiger Indikator der Loslösung von Autoritäten. Damit wurden auch die Rollenbilder entsorgt, denn sie wurden als Ausdruck festgelegter Verantwortungen, Verhaltensformen und Pflichten verstanden.

Was Väter und Mütter gegenwärtig als Überforderung wahrnehmen, resultiert also in nicht geringem Umfang daher, dass sich

heute jeder selbst die Rolle erst suchen und schaffen muss, die er zu erfüllen bereit ist. Die alten, präzisen Bilder von Frauen und Männern haben sich genauso aufgelöst wie die Bilder von Müttern und Vätern: Man kann als Frau alles machen und führt heutzutage dasselbe Leben wie ein Mann.

Der Unterschied entsteht erst durch die Geburt eines Kindes. Zugespitzt formuliert, ist die Fähigkeit, ein Kind gebären und stillen zu können, in unserer Gesellschaft das einzige Merkmal für „Frausein“ in Abgrenzung zum Mann. Sobald diese Phase abgeschlossen ist, entsteht sofort wieder die völlige Gleichheit beliebiger, geschlechtsneutraler Multioptionalität.

## Sehnsucht nach Mustern

Dass viele Frauen dennoch hauptsächlich die Fürsorge für die Kinder übernehmen, ist nur zum Teil als unmittelbarer Ausläufer der alten Rollenbilder zu verstehen. Es ist vor allem ein Ausdruck dafür, dass man gerne *irgendwelche* Rollen hätte, denen man folgen und die man auch beklagen kann. Denn eine Rolle ist nicht nur Pflicht, sie gibt dem Leben auch Halt, da sie definiert, wie man etwas tun und lassen kann.

Gerade aus dem Fehlen eindeutiger Rollen erklärt sich die Zerrissenheit und Überforderung, in der sich viele Väter und Mütter befinden: Alle Tabus sind gebrochen, alle Lebensformen erlaubt. Und das hat ja auch viele Vorteile: Die Freiheit, ein selbstbestimmtes Leben zu führen, ist viel größer als jemals zuvor. Im ewigen Grundkonflikt zwischen Freiheit und Sicherheit hatte vorerst die Freiheit gesiegt – und das mit allen Vor-, aber eben auch mit allen Nachteilen, die damit zusammenhängen. Man hat in den letzten Jahrzehnten gelernt, gegen Festlegungen anzugehen, sich gegen vorgefertigte Rollen und Klischees zur Wehr zu setzen, Tabus zu brechen – doch man

hat darüber vergessen, neue Formen und Normen zu entwickeln und zu definieren, wie und wofür man leben will. Aber: ohne Formen, Ziele und Platzanweisungen können wir nicht leben. Wir können nicht jeden Morgen neu überlegen, wer wir sein wollen. Doch genau das müssen wir derzeit tun: Wir müssen uns unsere familiären Ordnungen, Regeln, Ziele selbst geben. Die Institutionen, die Schule und die Politik, können dabei derzeit nicht weiterhelfen, da sie selbst keinen „Plan“ für die Entwicklung und Erziehung der nächsten Generation haben, den sie verfolgen könnten.

## Fehlende Konzepte vom Kindsein

Das Vakuum der Kultur hat sich in dem veränderten Bild vom Kind und dem, was seiner Entwicklung förderlich oder hinderlich ist, niedergeschlagen: Hatte man bis in die Sechzigerjahre hinein ein Bild vom Kind als einem erziehungsbedürftigen Wesen, dem man den Weg weisen und das man mit möglichst viel Wissen und Können ausstatten sollte, verwandelte sich dieses Bild über mehrere Etappen hinweg bis zu der aktuellen Vorstellung vom kompetenten Kind, das selbstständig und selbst regulierend auf seine Ernährung, seine Bildung, seine sozialen Beziehungen usw. achtet. Doch diese neu zugewiesenen Kompetenzen sind nur Ausdruck der Hilflosigkeit der Eltern: Da man nicht weiß, was „man“ tun sollte, kann man auch Entsprechendes dem Kind nicht beibringen. Um sich aber sein eigenes Vakuum nicht eingestehen bzw. um es nicht wahrnehmen zu müssen, wird das Kind neu erfunden: Alles ist schon angelegt, alles sollte freiwillig entwickelt werden, alle Anlagen brauchen nur die richtige Umwelt, die richtigen Materialien – und dann wird das Kind daraus schon das Beste machen. Natürlich ändern sich Kinder mit den Rahmenbedingungen der Kultur: Erzieht und

bildet man sie, werden sie erzogen und gebildet; überlässt man ihnen selbst die Entscheidungen und die Fürsorge, werden sie selbstständiger, sorgen früher für sich und ihre Geschwister, kommen früher alleine und mit anderen Kindern zurecht usw. Aus Sicht der Erwachsenenwelt sind also die aktuellen Nicht-Erziehungstrends durchaus erfolgreich.

Grundlegende kindliche Entwicklungsbedingungen bleiben allerdings gleich: Kinder können sich nicht selbst Themen und Ordnungen, Fürsorge und Anteilnahme geben. Wenn sie die nicht bei „den Großen“ erhalten, suchen sie sich – in kindlicher Form und Logik – Ersatz dafür durch:

### *- Frühere Peergroup-Bildungen bei den Jüngeren*

Früher bestand die stärkste Bindung der Kinder zu den Eltern. Entsprechend lange, d.h. im Regelfall bis zur Pubertät, wurden auch die von den Eltern gesetzten Rahmenbedingungen akzeptiert. Heute ist zu beobachten, dass immer früher Gruppen Gleichaltriger den Bezugsrahmen bilden. Im Extremfall folgt daraus die Bandenbildung mit aus der Kindheit unverwandelt persistierenden (da nicht durch Erwachsene entwickelten) Zielen: sich nehmen, was man will, andere angreifen, die nicht ins eigene Bild passen, Gewalt statt anderer Strategien als Lösungsmittel einsetzen.

### *- Anlehnung an andere Kinder*

Kinder werden sich gegenseitig zum Gegenüber und Ansprechpartner für alle Lebenslagen. Im Kleinkindalter lehnen sie sich aneinander, kuscheln, bemuttern sich gegenseitig, im Schulalter ist die Freundin bzw. der Freund die Person, mit der alle Schul- und Familienprobleme besprochen werden. Die Eltern haben keinen Zugang mehr zur Lebenswelt ihrer Kinder. Sie verlieren ihre Bedeutung als Gegenüber in

dem Maße, in dem sie der Lebenswelt der Kinder verständnislos gegenüberstehen.

*- Suche nach externen Führungs- und Vorbildgestalten*

Kinder brauchen und suchen sich Vorbilder. Wenn Eltern diese Funktion nicht übernehmen wollen oder können, werden Personen außerhalb der Familie, wie z.B. die Trainer beim Sport, aber auch Stars als Ersatz herangezogen.

*- Suche nach externen/medialen Erziehern*

Kinder brauchen Feedback. Sie lernen über die Einordnung ihrer Handlungen, brauchen externe Instanzen, die ihnen zuhören, sie bewerten, ermutigen. Gerade die hohe Akzeptanz der Jurys von Castingshows (Dieter Bohlen, Heidi Klum) zeigen, dass jede Art von Rückmeldung geradezu aufgesogen wird. Selbst für das – gerne tabuisierte – Bestrafen scheint es ein Bedürfnis zu geben.

Fazit: Kinder leben noch in unvollständigen Zusammenhängen und benötigen daher für ihre Entwicklung Eltern und Erzieher als konstantes Gegenüber. Sie wollen geliebt, gewünscht und gebraucht werden. Das bietet die Familie – zumindest als konstant angelegte Lebensform – besser als jede Institution. Allerdings soll damit nicht die Vorstellung bestärkt werden, dass sich Kinder nur in der Betreuung der Eltern entwickeln. Es geht vielmehr um ein Prinzip der verlässlichen „Bemutterung“, das auch von anderen Personen als den Eltern geleistet werden kann.

Prinzipiell sind die Anforderungen an das Vorhandensein eines Gegenübers, das für das Kind verlässlich zum Austausch bereit steht, auch auf die Vorschulbetreuung, den Kindergarten oder die Schule übertragbar. Alle diese Institutionen können bei der Entwicklung der Kinder helfen.

Doch eine zunehmende Anzahl von Kindern erhält diese Art der „Bemutterung“ weder in der Familie noch von den Institutionen, die sich mittlerweile auf Detailfragen konzentrieren und dabei ihre grundlegende Funktion aus den Augen verloren haben.

### Entwicklungsziele

## Ohne Perspektive keine Weiterentwicklung

Viele Eltern sind verstört, weil sie nicht wissen, welchen Erziehungszielen sie folgen sollen. Sie saugen begierig alle Informationen zum Thema Erziehung auf, die auf sie einprasseln. Folge ist eine Überinformiertheit, die planvolles Handeln unmöglich macht. Diese Überinformiertheit ist die unmittelbare Folge eines Vakuums: Man sucht verzweifelt eine Marschroute, einen Plan; jemanden, der sagt, wie man es „richtig“ macht. In früheren Generationen erfüllten diese Funktion die Großeltern: Sie waren entweder die Vorbilder, denen man nachlebte, oder diejenigen, von denen man sich abgrenzen konnte. Heute genießen Senioren ihre Flexibilität, wohnen nicht mehr in der Nähe oder sind selbst so „offen“, dass sie nur noch in seltenen Fällen als Vorbild oder Abgrenzung dienen können. Auch das unmittelbare Umfeld verschafft keine Erleichterung, weil es dort ja auch keinen von allen akzeptierten Standard gibt. So kommt es oft zwischen Familien schon bei Kleinigkeiten des



Alltags zu erbitterten Diskussionen oder fanatischen Bündnissen („Wie kann man nur!“, „Niemand würde ich“, „Wir haben die Regel aufgestellt, dass...“). Anstatt sich wenigstens unter den Eltern zu solidarisieren, werden neue Gräben gezogen, um sich über das Anderssein zu definieren.

Kein Wunder, dass die Eltern Erziehungsratschläge von außen suchen – und feststellen müssen, dass es viele teils widersprüchliche Konzepte gibt. Problem: Ohne selbst eine grobe Vorstellung vom Ziel zu haben, kann man Informationen nicht sinnvoll verarbeiten, kann Irrelevantes nicht von Wichtigem trennen. Überforderung und Hilflosigkeit sind die Folge.

## Entwicklungsziele bieten Halt

Zusammenhalt bezogen die meisten Familien früher aus der Lebens-Not: Man musste den Hof bewirtschaften, man musste die Kinder ernähren, man hatte die Möbel, das Haus usw. zusammen erspart – und man durfte sich nicht trennen, da es kulturell nicht gut angesehen und nur gewissen Kreisen vorbehalten war, die dazu das Geld und die Lebensgewandtheit hatten. Die materielle Abhängigkeit der Frauen verstärkte den Zusammenhalt noch.

Wer die „gute alte Zeit“ verklärt, muss sehen: Die Familien waren früher nicht besser oder gemeinschaftlicher als heute. Sie wurden durch die Gegebenheiten nur stärker von außen zusammengehalten. Krisen wurden länger ausgehalten, da sie die Beteiligten nicht automatisch in die Selbstreflexion führten. Denn die heute herrschende Multioptionalität beinhaltet auch einen Zwang: Krisen sind stets auch Bruchstellen voller Verheißung. Sie sind eine gute Gelegenheit, das Bisherige hinter sich zu lassen und neue Erfahrungen zu sammeln, eine andere

Lebensform zu testen. Die meisten Menschen leben heute nicht mehr zur Erfüllung eines bestimmten Plans, zur Verfolgung einer Idee, sondern wir leiden stattdessen an allem, was wir *nicht* erlebt und gemacht haben.

## Ziel Familie

Familien werden – von seltenen Ausnahmen abgesehen – immer gegründet, weil Menschen zusammenleben wollen. Dass man sich daraus herausentwickeln oder dass es sogar zu Gefügen kommen kann, die für alle Beteiligten schlecht sind, kann passieren. Heute darf man sich dann zum Glück trennen und neue Versuche machen. Das kann eine Form der lebendigen Verwandlung sein, wenn sie der Entwicklung dient. Das ist dann für alle Beteiligten gut und wird von Eltern wie Kindern daher auch akzeptiert und führt langfristig – auch bei den Kindern – zu sichtbaren positiven Entwicklungen. Manchmal kann sogar die Trennung von einem Elternteil heilsam sein. Auch der stetige Wandel der Gesellschaft spielt eine Rolle: Partner leben sich auseinander, weil sie sich in unterschiedliche Richtungen entwickeln. Entwicklung aber heißt, neue Ziele und Aufgaben zu finden und dafür auch die richtigen Begleiter zu haben.

Die meisten Ehen scheitern allerdings nicht an solchen aufwendigen Verwandlungsprozessen, in die einer einstimmt und die der andere nicht mitmachen kann – sondern vielmehr an dem Wunsch, immer derselbe bleiben zu wollen. Auch mit Kindern sollen dieselben Lebensverhältnisse bestehen bleiben, die Liebe zwischen den Partnern soll sich durch die Kinder nicht verändern. Am liebsten soll sich eigentlich gar nichts ändern. Genau dieses „Beharren“ ist fatal für das Zusammenleben in der Familie.

Aus diesem Grund müssen sich Eltern auf die Herausforderungen einlassen, die Kinder mit sich bringen. Sie müssen sich darüber im Klaren sein, dass ihre Kinder nur dann optimale Entwicklungsmöglichkeiten haben, wenn sie von ihren Eltern voll und ganz als das akzeptiert werden, was sie sind: als Schutz- und Fürsorgebedürftige. Das aber heißt: Wenn Paare ein Kind bekommen, bleibt nichts wie zuvor. Väter und Mütter, die das zu akzeptieren bereit sind, haben die größte Hürde schon genommen.

Der zweite Schritt ist, den unausweichlichen Wandel in Bahnen zu lenken, indem die ungewisse Perspektive durch eine Vision ersetzt wird. Das ist der Schlüssel erfolgreicher Familien: eine gemeinsame Vorstellung davon zu haben, wie man leben und sich weiterentwickeln möchte. Dies ist auch essenziell für die Erziehung, wie im folgenden Kapitel gezeigt wird.

### Die neue Strenge: Zurück zu den Werten?

Manche Väter und Mütter wünschen sich die gute alte Zeit zurück und versuchen, mit Erziehungskonzepten ihrer eigenen Eltern die Familienstrukturen aus den Siebziger- oder Achtzigerjahren nachzubauen. Das Scheitern ist dabei vorprogrammiert: Die Rahmenbedingungen haben sich nun einmal verändert, das Leben ist schnelllebig geworden und stellt an Eltern wie Kinder deutlich höhere Anforderungen. Überholte Lebenskonzepte zu konservieren ist daher kontraproduktiv. In vermeintlich „heilen“ Ursprungsfamilien können Gesetze von Wölfen herrschen und Kinder behindern, in Patchworkfamilien oder bei Alleinerziehenden kann ein Klima der Wertschätzung, Förderung und Anteilnahme herrschen, in dem Kinder optimal aufwachsen. Es ist nicht die äußere Definition, sondern die gelebte Struktur, die entscheidet, was zukunftsfähig ist und

was nicht. Obwohl also statistisch gesehen Familien aus der Unterschicht oder mit Migrationshintergrund ebenso wie Alleinerziehende und Familien mit Stiefelternanteil ein höheres Risiko für Fehlentwicklungen beinhalten, wie wir im ersten Teil gezeigt haben, müssen Kinder in diesen Konstellationen nicht zwangsläufig benachteiligt sein. Die Möglichkeiten zur Erfüllung der wahren Grundbedürfnisse von Kindern sind nicht schichtenspezifisch.

#### Leitbilder erfolgreicher Familien

## Familie als gemeinsames Werk

In den vorhergehenden Kapiteln wurde erläutert, warum das Vorhandensein von Leitbildern so wichtig für die Entwicklung von Kindern ist. Im Folgenden soll gezeigt werden, wie Eltern den Familienalltag so gestalten können, dass die Anforderungen der Kinder bestmöglich erfüllt werden. Hier soll keine neue pädagogische Theorie vermittelt werden. Vielmehr geht es darum, das Selbstverständnis der Familie zu stärken und eine Haltung aufzuzeigen, mit der die Eltern wieder selbstgewiss und selbstbewusst das Steuer der Erziehung und der Betreuung übernehmen können. Der Ansatzpunkt ist dabei das konsequente Verständnis von Familie als einem gemeinsamen, kontinuierlichen Projekt, das dazu dient, die Kinder zu entwickeln.

Als Bild hierzu bietet sich die Vorstellung von einem „gemeinsamen Werk“ an. Das gemeinsame Werk der Familie ist wie ein

Kunstwerk, das von mehreren Künstlern immer wieder bearbeitet wird, in das sie ihre aktuellen Erfahrungen, Wünsche und Erfordernisse einfließen lassen. Jede Handlung von den Eltern oder von den Kindern wird eine Resonanz auf der anderen Seite hervorrufen. Die Besonderheit: Es wird nicht nur etwas getan, gesagt, entschieden, sondern es wird zugleich darauf geachtet, wie die andere Seite damit umgeht, wie sie darauf reagiert, was sie dazu sagt. Damit wird die grundlegende Idee der partnerschaftlichen Erziehung wieder aufgegriffen, nämlich das Kind als solches ernst zu nehmen. Vermieden wird aber die Überforderung des Kindes, indem ihm die Fähigkeit zu Entscheidungsprozessen unterstellt und ihm etwas abverlangt wird, das selbst viele Eltern überfordert.

In dem gemeinsamen Werk wird das Leben aller Familienmitglieder als aufeinander bezogen verstanden und der Alltag entsprechend eingerichtet. Das ist eigentlich leicht, weil man sich wie selbstverständlich mit seinen Kindern beschäftigt und sich mit ihnen im Austausch befindet. Doch es ist für manche Eltern sicher schwer, zu begreifen, dass man tatsächlich als Eltern eine, wenn nicht *die*, entscheidende Größe im Leben des Kindes darstellt und welche große Tragweite das eigene Handeln besitzt.

Unabdingbar ist ein selbstverständlicher, beiläufiger Kommunikationsfluss in der Familie. Kommunikation bedeutet aber nicht, alles und in jedem Alter mit dem Kind zu besprechen. Die Verbalisierung von Themen ist eine erwachsene Umgangsform, zudem gibt es Themen, die Kinder gar nicht einschätzen und verstehen können. Kommunikation meint, dem Kind zu signalisieren, was man erwartet, Feedback und Bestätigung zu geben, aber auch permanent auf Empfang zu bleiben und sich auf die kindliche Perspektive einzulassen.

## Voraussetzungen für das Familienwerk

Grundvoraussetzung ist die Entscheidung, die Familie als eine gemeinsame Konstruktion verstehen zu wollen, an der alle mitarbeiten und an der jeder mit seiner eigenen Art und so, wie er es kann, beteiligt ist. Gerade neu zusammengesetzte Familien mit Kindern aus verschiedenen Partnerschaften entscheiden sich häufig nicht eindeutig dafür, wirklich jedes Familienmitglied „mitmachen“ zu lassen.

Als weitere Voraussetzung für ein gelungenes Familienwerk sollte jedem in der Familie zugetraut werden, eine gute und erfolgreiche Entwicklung machen zu können. Häufig gibt es in Familien die „Überflieger“ – erste Söhne oder Töchter – und die „Langsamten“, „Verträumten“, „Schwerfälligen“ bis hin zu den „Sorgenkindern“. Solche Definitionen geben dem einem (vermeintlich besseren) Kind eine Chance – gleichzeitig wird dem anderen aber dieselbe Chance abgesprochen. Alle Mitglieder der Familie sollten aber die gleiche Möglichkeit haben, etwas Gutes, Erfreuliches, Sinnvolles zum Familienwerk beitragen zu können.

Die dritte Voraussetzung ist der Schutz des Familienwerkes: Eltern und Kinder müssen sich sicher sein können, dass ihre Schwächen und Nöte nicht an andere verraten werden. Kinder erleben es als besonders kränkend, wenn ihre Fehler und Schwierigkeiten vor anderen ausgebreitet werden. Man sollte Kindern beibringen, auf die zu achten, mit denen sie zusammenleben, dazu gehört auch, eben dies vorzuleben. Kinder haben dafür ja durchaus ein gutes Gespür: Menschen, die nicht gut zu ihnen sind, werden abgelehnt.

Die vierte und schwierigste Voraussetzung ist das Zulassen der Entwicklung der Familie und ihrer einzelnen Mitglieder. Häufig verharren Eltern auf, oder bewährten Fürsorgeformen anstatt altersgerechte Veränderungen vorzunehmen. Eltern müssen da-

rauf achten, dass jeder in der Familie die Erfahrungen, Begegnungen und Förderungen erhält, die ihn weiterbringen. Vielen Eltern ist nicht klar, dass das langfristige Ziel der Fürsorge ist, sich selbst in gewisser Weise überflüssig zu machen: Die Kinder sollen selbstständige Erwachsene werden. Eine Überbehütung dagegen führt dazu, dass Kinder in ihrem aktuellen Entwicklungsstatus fixiert werden. Alle genannten Voraussetzungen sind immer wieder zu überprüfen. Vieles schleift sich im Alltag ein, wird nicht mehr hinterfragt. Familienleben muss aber bewusst gestaltet werden. Dazu gehört die regelmäßige Überprüfung, ob man eigentlich noch so lebt, wie man sich das ursprünglich einmal vorgenommen hat bzw. ob die Form, in die man unbemerkt hineingeraten ist, noch jedem ermöglicht, in dem gemeinsamen Werk zufriedenstellend mitzumachen.

## Stabilität in der Weiterentwicklung

Eltern müssen eine paradoxe Leistung vollbringen: Sie müssen einerseits die verlässlichen Steuermänner und -frauen sein, andererseits aber die kindlichen Anliegen aufgreifen und ihren Navigationsplan flexibel anpassen. Das geht, wenn vier einfache Aspekte berücksichtigt werden:

### *- Ziele für die Kinder*

Eltern sollten sich fragen, was sie für die Kinder planen und wohin sich diese entwickeln sollen. Das ist paradox, weil man zugleich weiß, dass das Kind seinen eigenen Weg gehen und alle Pläne durchkreuzen wird. Dennoch sind solche groben Marschrichtungen wichtig als Orientierung für die aktuellen Haltungen und Handlungen. Wer Musiker werden soll, muss früh die Chance haben, ein Instrument kennen- und spielen zu lernen.

Man sollte sich trauen, Ziele zu klären und dann auch alles dafür tun, sie aber gleichzeitig als „weiche“ Ziele verstehen, die langfristig durch die Entwicklung und die Ausrichtung des Kindes modifiziert werden können. Ansonsten werden daraus Zwänge, welche die Kinder bedrängen und unter falschen (Leistungs-)Druck setzen. Wenn das Kind also nach ernsthafter Beschäftigung feststellt, dass ihm das Musizieren nicht liegt, dann wird es auch mit noch so viel Druck keine Höchstleistung erzielen. Die Chance liegt darin, dass sich das Kind ausprobieren kann und so die Bereiche finden kann, in denen es stark ist.

### *- Ziele für die Familie*

Eltern sollten sich fragen, was sie als Familie wollen, welche Pläne sie gemeinsam haben, was die Gemeinschaft fördert und damit die Familie stärkt. Die gemeinsamen Ziele müssen weder großartig noch zeitaufwendig sein. Im Gegenteil, es können ganz einfache Themen sein, aber diese müssen formuliert und verlässlich sein und allen Familienmitgliedern das Mitmachen ermöglichen. Die Gespräche mit Familien zeigten, dass Zusammenhalt geschaffen werden konnte über solche Themen wie Sport, Natur, Musik, Tiere, den Schrebergarten, Reisen, Kirche usw. Dabei war wichtig, dass diese Themen im Alltag kontinuierlich präsent waren.

### *- Die Sprache der Kinder verstehen*

Kinder entwickeln zu allem, was sie erleben, eine eigene Haltung und formen daraus allmählich in vielen Probeschritten ihre eigene Sicht auf die Familie und die Welt. Kinder probieren aus, was sie weiterbringt und mit welchem Verhalten sie scheitern. Diese unfertigen, instabilen und experimentellen kindlichen Lebensformen haben ihren eigenen Ausdruck und ihre eigene Sprache. Eltern müssen diese Ausdruckssprache

der Kinder, die weitgehend nonverbal ist, lernen, wenn sie sie wirklich verstehen wollen. Das ist vergleichbar einer Fremdsprache, die die Eltern in jeder Entwicklungsphase neu erlernen müssen. Am einfachsten lässt sie sich erlernen, indem sich Eltern möglichst viel mit den Kindern beschäftigen und sie beobachten.

Wie aber erlernt man die Sprache des Kindes? Häufig reicht es dafür, täglich eine gewisse Zeit mit dem Kind zu verbringen, die nicht durch ein Programm bestimmt ist, sondern in der man einfach sich auf das einlässt, was im Zusammensein entsteht, und das aufgreift, was das Kind als Thema, als Material oder als Spielvorschlag anbietet. Dadurch versteht man auch das, was das Kind jenseits der aktuellen Situation wirklich bewegt. Wenn man mit dem Kind in diesem kontinuierlichen Austausch ist, in dem mal das Kind die Regie führt und mal die Eltern, wird es nicht auf andere Signale zurückgreifen müssen, um mit den Eltern zu kommunizieren. Denn die gerne pathologisierten Auffälligkeiten von Kindern wie Kopf- und Bauchschmerzen, Zappeligkeit, Schlaflosigkeit, Schulversagen, Schulangst, Essenverweigerung oder Gefräßigkeit sind in den allermeisten Fällen nichts weiter als Hinweise der Kinder darauf, dass sie ein Problem haben. Selbst wenn solche Signale schon aufgetreten sind, lassen sie sich im Familienwerk lösen.

#### *- Gemeinsame Sprache sprechen*

Es gibt einen einfachen Indikator dafür, ob Eltern und Kinder eine gemeinsame Sprache gefunden haben und ob das Familienwerk funktioniert: Solange sich die Kinder weiterentwickeln, ist alles in Ordnung.

Allerdings wird Entwicklung heute gerne mit Wissenserwerb verwechselt. Ein Kind gilt z.B. als „gut entwickelt“, wenn

es mit fünf Jahren die Zeitung lesen kann, es gilt dann als „hochbegabt“. Kann dasselbe Kind jedoch nicht mit anderen Kindern zusammen eine längere Zeit spielen, ohne das Spiel zu zerstören, Hilfe bei Erwachsenen zu erbitten oder sich abzuwenden, ist seine Entwicklung in dieser Hinsicht seiner Altersstufe gemäß zurückgeblieben! Das Beispiel zeigt: Das Kind darf nicht als Trainingsobjekt für schulische Leistungen angesehen und seine Entwicklung nur daran gemessen werden. Vielmehr ist entscheidend, ob das Kind in der Familie und mit anderen kommunizieren kann oder ob es nur mit Sonderregeln und Ausnahmelösungen weiterkommt.

Fazit: Das gemeinsame Familienwerk erfüllt gleich mehrere Funktionen. Als Leitbild ermöglicht es Eltern wie Kindern, sich darauf zu verständigen, was der Familie wichtig ist. Es ist damit auch in Alltagssituationen eine verlässliche Entscheidungshilfe. Das Familienwerk manifestiert aber auch die Einheit der Familie: Wer sich gemeinsam bestimmten Zielen, Werten und Lebensstilen verpflichtet, wird die daraus entstehende familiäre Einheit bewusst wahrnehmen. Alle Mitglieder der Familie zeigen damit sich – aber auch anderen Familien –, was sie darstellen und wozu sie fähig sind. Zu guter Letzt ist das gemeinsame Werk auch ein Motor, der Tag für Tag den Austausch in der Familie in Gang hält. Denn gerade die beiläufige Kommunikation ist unerlässlich, wenn Probleme und Sorgen frühzeitig erkannt werden sollen.

Das richtige Maß

# Erziehung zwischen Abnabelung und Vernachlässigung

In dem Verhältnis zwischen Eltern und ihren Kindern, aber auch zwischen Pädagogen und den von ihnen betreuten Kindern, sind zwei sich diametral gegenüberstehende und sich dennoch ergänzende Grundanforderungen von Anfang an vorhanden: einerseits der Wunsch nach und die Notwendigkeit von *Einheit*, andererseits aber auch die ebenso notwendige *Auflösung der Einheit*. Die Aufgabe der Erziehung besteht darin, die Einheit an der richtigen Stelle zu stärken, aber auch die Auflösung der Einheit an den entscheidenden Stellen zu betreiben.

Woher wissen Eltern, Erzieher, Lehrer, wann sie im Alltag mit Kindern die Einheit mit diesen bestärken und die Bindung mit ihnen altersgerecht entwickeln müssen? Woran orientieren sie sich bei der Auflösung der Einheit und dem Freilassen der Kinder in einen Bereich, von dem man nur noch ungefähr weiß, was die Kinder tun und lassen? Wann führt Loslassen zur Selbstständigkeit, wann zur „Verwahrlosung“?

Der Blick zurück zeigt, dass die Kultur stets das Maß für Einheiten und deren Auflösung zwischen Kindern und Erziehenden bestimmte. War man z.B. bis in die Neunzigerjahre hinein der Meinung, dass die Auflösung der Mutter-Kind-Einheit vor dem dritten Lebensjahr „schädlich“ sei, so ist aktuell eine unter vielen Meinungen en vogue, dass gerade das „lange“ Festhalten an dieser Einheit die Entwicklung der Kinder hemmen könne.

Sollten Säuglinge in den Fünfziger- und Sechzigerjahren schreien gelassen werden, bis sie selbstständig einschlafen konnten

oder sich an den vorgegebenen Stillrhythmus gewöhnt hatten, so galt dasselbe Verhalten ab den Siebzigerjahren als grausam und traumatisierend. Seit Ende der Neunzigerjahre finden viele Eltern nichts mehr dabei, Säuglinge auch ab dem dritten Monat fremden Bemutterern zu überlassen. Die Idee vom „Schreienlassen“ kam leicht abgeschwächt als „Jedes Kind kann schlafen lernen“ wieder zurück, diesmal aber nicht als gesellschaftlicher Konsens, sondern – wie es sich in unserer Zeit von Multioptimalität und Freiheit gehört – als eines von vielen pädagogischen Konzepten, das entschiedene Verfechter, aber auch extrem kritische Ablehner hat.

Eine analoge Entwicklung ließ sich im Kindergarten und in der Schule beobachten: Bis in die Siebzigerjahre hinein war der Kreis das Symbol für die Kindergartenarbeit und die enge Einheit zwischen Erzieherinnen und Kindern: der Stuhlkreis, der Bastelkreis um eine gemeinsame Bastelarbeit, das Kreis-spiel. Die Auflösung der Einheit wurde im Freispiel der Kinder realisiert.

Mit den Kinderläden setzte in den Siebzigerjahren eine Bewegung ein, die den Kreis bzw. die enge Einheit auflöste zugunsten von mehr eigenständigen Initiativen der Kinder. Die Einheit wurde durch die Bezugsgruppe, die zuständige Erzieherin und einen gemeinsamen Tagesrhythmus gewahrt.

Derzeit hat sich auch diese Form der Einheitsbildung in vielen Kindergärten aufgelöst, da durch unterschiedliche Angebote (Sport, Spracherziehung und verschiedene Altersgruppen vom Säugling bis zum Vorschulkind) die Gruppengrenzen und Tagesstrukturen aufgeweicht werden. Die Einheitsbildung zwischen Kindern und Erzieherinnen geschieht häufig als Einzelbindung oder wird substituiert durch eine Kind-Kind-Bindung.

In der Schule wurde bis in die Siebzigerjahre eine enge Einheit zwischen Lehrern und Schülern im sogenannten Frontalunter-

richt mit einer klaren Distanz im persönlichen Umgang zwischen Lehrern und Schülern kombiniert. Ab den Achtzigerjahren wurde die Einheit zwischen Lehrern und Schülern stärker im persönlichen Umgang hergestellt, gleichzeitig löste sich die Einheit im Unterricht in Gruppen- und Einzelarbeit auf (z.B. im Sprachlabor). Diese Tendenz wurde dominierend, sodass heute viele didaktische Verfahren die Einheit von Lehrern und Schülern zugunsten einer Einheit von Schülern untereinander oder Schülern und Material auflösen.

### Orientierungspunkte setzen statt suchen

Alle diese Beispiele zeigen, dass zum jeweiligen Verhältnis von Einheitsbildung und Auflösung der Einheit zwischen Kindern und Eltern, Erziehern und Lehrern eine pädagogische Theorie besteht, die dieses als entscheidend für die Entwicklung der Kinder propagiert. Es wird aber auch deutlich: Die Bedürfnisse der Kultur bestimmen die Überzeugungen, wann und wie viel Einheit und Bindung für Kinder notwendig sind und wo und in welcher Form die Einheiten aufgelöst werden sollten. Solange Theorie und Praxis, solange kulturelle Haltungen und deren Realisierung in der Kindererziehung und -betreuung übereinstimmen, wussten Eltern, Erzieherinnen und Lehrer intuitiv, was für die Kinder gut und angemessen ist – oder glaubten wenigstens, es zu wissen.

Doch heute gibt es ein (unausgesprochen) akzeptiertes Maß in der Erziehung, Betreuung und Bildung nicht mehr. Vielmehr bestehen derzeit parallel gleichwertige, unterschiedliche bis gegensätzliche Theorien zu der richtigen Erziehung, Fürsorge und Bildung von Kindern. Woher sollen Eltern angesichts dieser kulturbedingten Orientierungslosigkeit ein gutes „Bauchgefühl“ für ihre Erziehung beziehen? Wie sollen sie täglich Ent-

scheidungen treffen und sich dabei sicher fühlen, das Richtige getan zu haben? Viele Eltern suchen Rat bei Erzieherinnen und Lehrern – und treffen auch dort wieder auf einen Strauß bunter Theorien. Die Institutionen sind ein Spiegel der allgemeinen kulturellen Hilflosigkeit.

Gerade darum ist es wichtig, dass Eltern selbst aufmerksam die Entwicklung ihrer Kinder beobachten und sich nicht darauf verlassen, dass es andere tun. Wer das Kind als integralen Bestandteil der Familie erlebt und während seiner Entwicklung begleitet, wird unweigerlich merken, wenn Probleme entstehen. Bei der Vielfalt von Erziehungstheorien ist es nahezu unmöglich, dass alle externen Personen, die an der Erziehung des Kindes mitwirken, wie Tagesmütter, Betreuer in den Kindertagesstätten, Lehrer und auch Trainer, die gleichen Maßstäbe anlegen. Einerseits, weil die Kinder mit den unterschiedlichsten Vorprägungen zu ihnen kommen, andererseits, weil ein übergreifendes Bild von Entwicklung und Erziehung fehlt.

Die Konsequenz: Den richtigen Maßstab dafür, was „auffällig“ am Verhalten von Kindern sein könnte, kann niemand so gut kennen wie die Eltern selbst, sofern sie konstant mit dem Kind verbunden und im Austausch sind. Eltern sollten sich zutrauen, die Haltung von Erziehern und Lehrern einschätzen zu können und sich ihre eigene Fürsorgepflicht nicht abnehmen lassen. Kinder sollten nicht als beliebig formbare Masse verstanden werden, an denen jeder seine individuelle Erziehungsphilosophie ausleben kann. Natürlich müssen sie sich im Rahmen des Sozialverbunds auch anpassen. Aber um durch die Vielfalt von pädagogischen Konzepten nicht verwirrt zu werden, benötigen Kinder eine starke Verankerung im Familienwerk. Dadurch wird das Kind selbstbewusst und gestärkt für das Leben in einer „Kultur ohne Plan“.

## Kinder verstehen

Wir haben an anderer Stelle bereits darauf hingewiesen, dass sich Kinder anders als Erwachsene ausdrücken und man ihre Sprache lernen sollte. Aber leben wir nicht in einer Gesellschaft, die alles immer kindgerechter gestaltet und in jedem nur denkbaren Bereich auch einen eigenen Teil für Kinder geschaffen hat? Ist nicht die Kinderperspektive zu einer selbstverständlich integrierten Haltung geworden?

Einerseits ist die kindliche Erlebniswelt völlig verschieden von der Erlebniswelt der Erwachsenen. Wir können als Erwachsene gar nicht mehr „nachvollziehen“, was ein Kind bewegt. Andererseits sind die kindlichen Erlebens- und Verhaltensformen die Frühwerke der erwachsenen Lebens- und Verhaltensformen und somit weiterhin auch dem Erwachsenen zugänglich – allerdings oft als Erleben und Verhalten, das man nicht mehr als eigenes erkennt und versteht.

Kleinkinder sind offen gierig, egoistisch und aggressiv gegen jeden und alles, was sich ihren Wünschen in den Weg stellt. Erwachsene sind aus demselben seelischen Grundstoff gemacht, haben aber durch Erziehung und Entwicklung gelernt, diese brachialen Wünsche auf ein Maß zu reduzieren, das gemeinschaftsfähig ist; ja sie können sogar temporär eigene Wünsche für das Wohl anderer zurückstellen. Dieser Entwicklungsprozess am eigenen seelischen Rohmaterial ist Erwachsenen weitgehend unbewusst.

Eltern, Erzieher und Lehrer sind dazu berufen, das befremdliche Verhalten der Kinder durch Erziehung in ein vertrautes – kulturell akzeptiertes – Verhalten zu verwandeln. Genau das gelingt ihnen aber nur, wenn sie sich dabei auch immer wieder auf Augenhöhe mit den Kindern begeben und bereit sind, die Welt mit

deren Augen zu sehen. Das scheint banal, ist es aber nicht, wie die immer wieder auftretenden Fälle von Vernachlässigung und Gewalt gegen Kinder belegen. In den letzten 15 Jahren wurden Fälle dokumentiert, in denen Eltern nicht wussten, dass

- Säuglinge regelmäßig Flüssigkeit benötigen und bei Trinkfaulheit sofort behandelt werden müssen,
- Säuglinge ständig Schutz und gefühlte Sicherheit benötigen und noch nicht in Gruppensozialisierungen selbst für sich sorgen können,
- man Säuglinge nicht hart anfasst oder gar schlägt,
- Kleinkinder nicht zu Hause alleine gelassen werden dürfen, schon gar nicht mehrere Tage,
- Grundschulkindern nicht selbst für ihre „gesunde Ernährung“ verantwortlich sein und auf die richtigen Nahrungsmittel achten können,
- Kinder in der Vorpubertät und Jugendliche dringender als zuvor ein Gegenüber für regelmäßige Gespräche benötigen,
- Kinder in der Vorpubertät und Jugendliche ihren Schutzraum benötigen, den auch Eltern und Lehrer respektieren müssen,
- zwischen Eltern/Lehrern und Kindern in der Vorpubertät und bei Jugendlichen eine Distanz in allen Situationen und Fragen, die sexuelle Konnotation aufweisen, gefestigt werden muss.



Man könnte an dieser Stelle weitere Beispiele aufführen. Es soll jedoch nur angedeutet werden, dass wir in einer Zeit von perfekt dekorierten Kinderzimmern, Spielwarenmassen, kindgerechten Möbeln und Kinderzonen überall zugleich „vergessen“ haben oder nicht verstehen können, was Kinder und ihre Welt eigentlich charakterisiert. Wie konnte es dazu kommen?

Zum Teil ist dieses Unverständnis für das kindliche Erleben und Verhalten kulturimmanent. Eine Kultur muss ja die kindlichen Formen gemäß ihren kulturellen Zielen umformen und steht somit in der Notwendigkeit, sich partiell für die Lebensformen der Kinder blind zu machen. Kinder wiederum wollen ja selbst unbedingt schnell erwachsen werden und adaptieren begierig alles, was sie auf diesem Weg voranbringt.

Aber die Kinder müssen *gemäß ihrer kindlichen Natur* die Themen der Erwachsenen aufgreifen und sich aneignen. Und sie müssen Rückschritte machen dürfen, kleine Rückwärtsbewegungen, in denen sie sich erholen und an schon gelungenen, aber vergangenen Lebensformen freuen. Mit dieser Gegenbewegung bei den Kindern muss man auch immer rechnen, ihr Raum geben und sie dann wieder in Richtung Entwicklung umformen. Heutzutage aber geraten die Kinder in Verhältnisse, die maßlos sind: Entweder sollen sie erwachsen sein und werden entsprechend so behandelt oder sie werden auf die ewige Kindchaft reduziert und in (klein-)kindlichen Umgangsformen festgehalten. Ob in Elternhaus, Kindergarten oder Schule, überall trifft man auf die Tendenzen zur Maßlosigkeit zwischen Einbindung in erwachsene Lebens- und Bildungsformen oder Auflösung der Bindung zugunsten von kindlich-regressiven Lebens- und Verhaltensformen.

## Wie Kinder kommunizieren

Zentrales Kennzeichen der kindlichen Ausdrucksformen ist die nonverbale Sprache. Das Gespräch und die Verbalisierung sind schon Abstraktionsformen für Erleben und Verhalten, die Kinder erst erlernen. So sprechen sie Erwachsenen vieles einfach nach, wenn diese um Statements, Entscheidungen, Gefühlsbeschreibungen und Reaktionen bitten.

Will man Kinder verstehen, muss man ihr gesamtes Verhalten einbeziehen und gerade nicht darauf hoffen, dass die Kinder einem selbst mitteilen können, was sie bewegt, begeistert, traurig macht, beängstigt. Denn Kinder reflektieren sich nicht. Sie sagen Dinge knapp, kurz, unverblümt und unverstellt, weil sie die Tricks und Doppeldeutigkeiten der Sprache der Erwachsenen erst noch erlernen müssen. Was Kinder sagen, hat also Gewicht, aber es ist nur ein Teil dessen, was sie einem mitteilen wollen.

Man muss den Tagesablauf des Kindes anschauen: seine konkreten Spiele, Begegnungen, seine Freunde, seine Aufgaben, seine Leidenschaften, sein Gelingen und sein Scheitern konkret und genau betrachten. Man muss sich Abläufe und Taten je nach Alter berichten lassen oder beobachten, man muss seine Werke (Spiel-, Bastel-, Sport-, Schul-, Freundschaftswerke) anschauen und sich klarmachen, womit das Kind gerade ringt und welche Idee und welcher Versuch es gerade umtreibt. Ob man „richtig“ oder „falsch“ liegt, erfährt man nur im Austausch mit dem Kind.

## Kommunikation in den Entwicklungsphasen

Ein Blick auf die Selbstwahrnehmung der Kinder und ihre Ausdrucksweisen in den jeweiligen Entwicklungsphasen zeigt, dass

die Kommunikation von Kindern schnell falsch gedeutet werden kann. Eltern unterstellen dann Absichten oder Strategien, die den Kindern tatsächlich noch fremd sind. Anhand von sechs kindlichen Entwicklungsphasen wollen wir im Anschluss beispielhaft einige typische Missverständnisse aufzeigen, die Eltern im Umgang mit Kindern unterlaufen können.

Säuglinge sind in den ersten Lebensmonaten von ihrer Umwelt abhängig. Ihnen bleibt keine andere Wahl, als durch Schreien darauf aufmerksam zu machen, wenn ihnen etwas fehlt – ganz gleich, ob es sich dabei um Fürsorge oder Nahrung handelt. Rational betrachtet, ist es ihnen natürlich unmöglich, sich in andere Personen hineinzusetzen oder gar ihnen bewusst zu schaden. Doch obwohl Eltern dies wissen müssten, werden die Ausdrucksweisen von Säuglingen von vielen Müttern und Vätern als „egoistisch“ wahrgenommen; sie berichten darüber, dass sie von ihnen „terrorisiert“ würden. Eltern, die sich die Hilflosigkeit und Abhängigkeit des Säuglings vor Augen halten, ist diese Wahrnehmung fremd.

Das junge Kleinkind dagegen nimmt schon das Gegenüber als solches wahr, es ist aber noch nicht in der Lage, sich z.B. in die Eltern hineinzudenken. Ihm fehlen auch noch fein abgestufte Ausdrucksweisen. Das Kleinkind kommuniziert daher einerseits über strikte Ablehnung (z.B. Verweigerung, Neinsagen), dass es anderer Meinung ist und diese eigene Meinung auch durchsetzen möchte. Gleichzeitig nutzt es aber auch kindliche Formen der Sympathiebekundung (Schmeicheln), um seine Ziele zu erreichen. Eltern haben Probleme mit diesen scheinbar widersprüchlichen Ausdrucksweisen und brandmarken diesen für die kindliche Entwicklung notwendigen Schritt zum selbstbewussten Denken und Handeln als „Eigensinn“ oder „Ungezogensein“.

Ältere Kleinkinder beginnen damit, ein Netzwerk um sich herum aufzubauen. Sie verfügen schon über eine ausgeprägte Fremdwahrnehmung. Sie suchen nach Merkmalen, nach denen sie ihr Umfeld kategorisieren können, und probieren aus, mit wem sie „können“ und mit wem nicht. Eltern interpretieren hier leicht ein weitergehendes Kontextverständnis hinein, das so aber noch nicht vorhanden ist. Auch die Vermutung, dass ein Elternteil bevorzugt oder abgelehnt wird, kann letztlich darauf zurückzuführen sein, dass das Kind gerade andere temporäre Bindungsprioritäten hat.

Kinder in den ersten Grundschuljahren sehen andere Kinder nicht nur als potenzielle Verbündete, sondern auch als Wettbewerber. Sie vergleichen und messen sich immer wieder mit Gleichaltrigen und setzen sich so ihre eigenen Entwicklungsziele. Man probiert gerne neue Wege aus, benötigt aber definitiv noch Wegweiser und Leitplanken. Das Leitmotiv ist das „Verstehenwollen“. Eltern, stets auf der Suche nach Hinweisen darauf, dass ihr Kind besonders weit entwickelt ist, missverstehen das als Selbstständigkeit. Wenn ein Kind testet, inwieweit es sich selbst einen Rahmen geben kann, heißt das eben nicht, dass es in der Lage ist, sein Leben in wichtigen Belangen selbst zu organisieren. Tatsächlich ist es in dieser Entwicklungsstufe aber unabdingbar, dass die Eltern Ordnungen geben und die Inhalte definieren, mit denen sich die Kinder beschäftigen sollen.

Ältere Grundschul Kinder verfügen schon über eine gewisse Souveränität und wissen, was sie können. Sie haben klare Vorstellungen von ihren Interessen und bemühen sich darum, ihr Wissen zu vertiefen und damit auch Kompetenz gegenüber Gleichaltrigen zu demonstrieren. Aus Sicht der Kinder ist damit ein kontinuierliches Ausprobieren verbunden: Wenn man an die Grenzen des eigenen Könnens stößt oder das Interesse verliert,

wendet man sich anderen Dingen zu. Eltern verfallen hier oft in den Eifer, solche Themen auch dann mit Druck weiterzuverfolgen, wenn die Kinder das Interesse längst verloren haben. Daraus folgen nicht nur mäßige Ergebnisse, sondern zwangsläufig auch Spannungen innerhalb der Familie. Eltern, die auf ihre Kinder eingehen, ermöglichen ihnen, ihr Können auszuweiten – jedoch ohne ein bestimmtes „Karriereziel“ zwangsweise damit zu verbinden.

Nach dem Schulwechsel bzw. in der Vorpubertät adaptieren Kinder problemlos neue Ordnungen, spielen mit neuen Verbindungen und reifen auch intellektuell. Sie entwickeln Kommunikationsformen, wie sie unter Erwachsenen üblich sind, wie z.B. Ironie oder Doppelbödigkeit. Und sie lernen, mit den Schranken zwischen ihrer und der Erwachsenenwelt umzugehen. Trotz alledem bleiben sie anlehnsbedürftig. Eltern mit Kindern in dieser Entwicklungsphase fallen oft in eines von zwei Extremen: Entweder sie büden ihren Kindern auf, sich wie Erwachsene zu entscheiden und zu benehmen – als ob sie, nur weil sie die Erwachsenenwelt reflektieren, diese auch „Nachleben“ könnten. Oder sie ignorieren die Weiterentwicklung und halten die Kinder in ihrer (eigentlich längst vergangenen) unbeschwerter Kinderwelt fest. Beides ist für die normale Entwicklung der Kinder kontraproduktiv.

Die Beispiele zeigen: Wer Kinder stets aus der „Adler-Perspektive“ betrachtet, weil er sie in ihrer Entwicklung nicht begleitet, wird als Elternteil häufig Deutungen vornehmen, die den Kindern nicht gerecht werden. Das kann so weit gehen, dass die normale Entwicklung des Kindes massiv behindert und die Kommunikation zwischen Kind und Eltern dauerhaft gestört wird. Eltern müssen akzeptieren, dass Kindheit in erster Linie ein Prozess ist und die Maßstäbe, die man vielleicht noch

vor ein paar Monaten anlegen konnte, nun plötzlich dem Kind nicht mehr gerecht werden. Wer die Kinder beim Erwachsenwerden wie selbstverständlich begleitet, wer ihre aktuellen Entwicklungen beobachtet und unterstützt und nicht die eigenen Ziele und Maßstäbe in den Vordergrund stellt, schafft damit die Bedingungen, um Kindern die optimale Entwicklung zu ermöglichen.

# Kinder akzeptieren

Beim vorliegenden Band handelt es sich nicht um ein weiteres Ratgeberbuch, in dem erklärt wird, was Eltern wann in welcher konkreten Situation mit Kindern machen sollen, wie sie reagieren sollen, etc. Stattdessen haben wir gezeigt, dass bestimmte Einstellungen zum Thema Erziehung und Haltungen gegenüber den Mitgliedern der eigenen Familie im alltäglichen Leben sinnvoll und hilfreich sind. Viele der Eltern, die uns im Rahmen unserer Forschung begegnen, haben erfolgreich eine Idee dafür entwickelt, wie man heute so in einer Familie zusammenleben kann, dass sich alle Mitglieder gut weiterentwickeln können. Ein Patentrezept dafür gibt es nicht, es sind immer individuelle Lösungen, in die die Anforderungen der Familienmitglieder einfließen. Was wir aber an dieser Stelle anbieten möchten, sind einige Anregungen, die dazu dienen sollen, einen zwanglosen und undogmatischen Umgang mit den Themen Erziehung und Familie zu finden.

## Solidarität

Aufgrund der an anderer Stelle bereits beschriebenen Fragmentierung innerhalb unserer Gesellschaft gibt es keine klar definierten und gesellschaftlich einheitlichen Erziehungsgrundregeln mehr. Das führt dazu, dass viele Eltern einem innerlichen und äußerlichen Rechtfertigungsdruck ausgesetzt sind.

Eltern sind öffentliche Personen, die nicht selten gegenüber anderen erklären sollen, warum sie nun gerade auf diese oder jene Art mit ihren Kindern umgehen („Warum lässt man das Kind jetzt schreien?“, „Wieso kauft man dem Kind nicht die-

se Kleinigkeit, die es lautstark fordert?“, „Warum ist man so streng/so nachlässig?“, etc.). Gerade untereinander suchen Eltern nach Bestätigung oder einer Möglichkeit zu negativer Abgrenzung, um damit die eigenen Regeln zu rechtfertigen. Es kann z.B. entlastend sein, wenn andere genauso handeln wie man selbst – vor allem dann, wenn es Personen sind, vor denen man Respekt hat.

Eine hilfreiche Abgrenzungsfunktion hat für viele Eltern beispielsweise eine Sendung wie die „Super Nanny“ („So schlimm wie bei denen geht's bei uns aber nicht zu“). Ein anderer, häufig zu beobachtender Reflex der Selbstvergewisserung ist eine harsche Verteidigung eigener Erziehungsregeln. Paradoxe Weise grenzen sich manche Eltern sogar extrem von anderen Eltern ab, deren übergeordnete Erziehungseinstellungen sich nur marginal von den eigenen unterscheiden.

Beispielsweise kommt es zum Teil zu erbittertem Streit zwischen Eltern, ob man seine Kinder vormittags, nachmittags oder abends fernsehen lassen darf oder wann Süßigkeiten verzehrt werden dürfen. Oftmals sind die dahinterliegenden Überzeugungen ziemlich ähnlich (Kinder dürfen fernsehen, aber nicht zu viel, Süßigkeiten sind okay, solange der Konsum bewusst stattfindet), aber in der angestregten Bemühung, sich in der Abgrenzung von anderen zu bestätigen, wertet man andere Eltern ab, die ja vor genau den gleichen Problemen stehen.

Gerade weil in unserer Gesellschaft Familien eine immer geringere Rolle spielen, sind solche Grabenkämpfe nicht nur unnötig, sondern kontraproduktiv. Nicht nur in der fremden, sondern auch in der eigenen Wahrnehmung werden Probleme so größer gemacht, als sie eigentlich sind. Ein wenig gegenseitige Solidarität erscheint geboten – gerade auch, weil jedes Konzept von Erziehung an sich schon besser ist, als gar keines zu haben.

## Wahlfreiheit

Wenn man es schafft, die gelernten und reflexartigen Reaktionen zu hinterfragen, die oft automatisiert ablaufen, hilft das, ein Klima innerhalb der Familie und in sozialen Kontakten zu erzeugen, das weniger Stress aufkommen lässt. Natürlich ist es ausgesprochen schwer, eingefahrene Verhaltensmuster zu ändern. Ein erster Schritt wäre, den anderen, aber vor allem sich selbst gegenüber aufmerksam und bewusst zu sein, denn nur, wenn die eigenen Handlungen bewusst wahrgenommen werden, hat man die Chance, bewusst zu reagieren.

In Stresssituationen jeglicher Art kann man beispielsweise versuchen, bei Fragen oder Äußerungen von anderen, die man spontan als unangemessen empfindet, kurz innezuhalten und bewusst zu entscheiden, wie man reagiert. Nicht der andere (sei es Kind oder Erwachsener) „macht wütend“, sondern die eigene Wahrnehmung und Einordnung dessen, was er gesagt hat. Man „entscheidet“ sich selbst, wütend zu werden, oder eben nicht. Das ist ein Beispiel dafür, dass Erwachsene durchaus die Verantwortung für ihre Kommunikation gegenüber anderen Menschen, und hier gerade gegenüber Kindern, übernehmen können – und müssen.

Wenn man sich diese Wahlfreiheit immer wieder bewusst macht, wird dies in vielen Situationen nicht nur zu einem anderen Verhalten führen, sondern auch zu einem besseren Gefühl sich selbst gegenüber, weil man sich weniger ausgeliefert fühlt. Je aufmerksamer und bewusster man reagiert, umso geringer wird die Gefahr des automatischen und des aktionistischen Handelns. In diesem Sinne ist auch der Titel dieses Buches zu verstehen.

## Liebevolle Grundhaltung

Wofür wir in diesem Zusammenhang auch plädieren, ist eine neue Haltung gegenüber sich selbst, den Kindern, der eigenen Familie und gegenüber allen anderen. Das Jesuswort „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ lässt sich auch in dem Sinne verstehen, dass man sich erst selbst lieben und anerkennen muss, um dann auch andere Menschen lieben zu können. Das gilt auch und gerade für Eltern. Denn oft haben Eltern das Gefühl, sich selbst zu verlieren, immer nur zu geben und funktionieren zu müssen. Und gerade am Anfang der Elternschaft, in den ersten Jahren mit Kindern, ist das auch so! Schwangere und stillende Mütter haben das Gefühl, dass ihnen nicht mal mehr ihr Körper „gehört“, junge Eltern haben kaum mehr Zeit für sich.

Wenn man sich unter diesen Umständen dann noch zusätzlich selbst unter Druck setzt, indem man eine perfekte Familie, perfekte Erziehung und hundertprozentige Nestwärme herzustellen versucht (vielleicht mit einem Familienbild, das aus einer anderen Zeit und gesellschaftlichen Realität stammt), wenn man gleichzeitig noch eine erfüllte Partnerschaft plus Hobbys leben will, dann sind das Ansprüche an sich selbst, die man an andere niemals stellen würde. Das „Scheitern“ ist vorprogrammiert.

Was ist die Alternative? Man könnte sagen: Kontrolle wiedererlangen, indem man Kontrolle abgibt. Wenn wir uns selbst und anderen mit einer gewissen Gelassenheit und Nachsicht und mit einer liebevollen Grundhaltung begegnen, statt uns (und andere) für alles, was „nicht klappt“, zu verurteilen, dann können wir auch unseren Kindern mit einer entspannteren Haltung gegenüberzutreten. Wir können wieder neugierig sein auf das, was sie uns jeden Tag zeigen, was wir im Umgang mit ihnen

lernen können, über sie – aber auch über uns selbst. Denn das, was Kinder von ihren Eltern in allererster Linie brauchen, ist das Gefühl, bedingungslos geliebt zu werden. Egal, was sie können, leisten oder tun. Natürlich lieben alle Eltern ihre Kinder. Aber es ist gewiss viel leichter, ein Kind mit liebevollem Blick zu betrachten, wenn es strahlend lacht und positive Energie verstrahlt oder wenn es herzerweichend weint und offensichtlich Trost braucht, als wenn es sich benimmt wie eine Furie. Aber auch wenn ein Kind tobt, schreit oder verstockt reagiert: Es braucht die liebevolle Zuwendung seiner Eltern. Kinder sind eben nicht in der Lage, sich immer so mitzuteilen, wie Erwachsene sich das vorstellen.

## Akzeptanz

Wie wir gezeigt haben, vollbringen Eltern, die ein funktionierendes Familiensystem kreieren, eine paradoxe Leistung: Sie planen für ihre Kinder, wohin sich diese entwickeln sollen. Zugleich akzeptieren sie, dass das Kind seinen eigenen Weg gehen und alle Pläne durchkreuzen wird. Eine ganz wichtige Grundhaltung im Umgang mit Kindern ist die Anerkennung des Kindes als die Person, die es wirklich ist – und auch als die Person, zu der es sich entwickelt. Gerade wenn ein Kind sich von einer anstrengenden oder nervenaufreibenden Seite zeigt: Wenn wir stets davon ausgehen, dass der innerste Wesenskern unseres Kindes gut ist, dann gelingt es vielleicht auch, Distanz zu unangenehmen Situationen zu wahren und das Kind – so wie es ist – wertzuschätzen. Zugegeben, das ist nicht immer einfach, aber wer locker bleibt und sich emotional nicht negativ involvieren lässt, wer einen Schritt zurücktritt und eine eskalierende Situation aus Distanz betrachtet, kann auch einem solchen Moment etwas Amüsantes abgewinnen.

Denn (kleine) Kinder sind in dem, was sie tun, so absolut und gehen so vollständig in einer momentanen Emotion auf, dass manch ein Erwachsener sie geradezu darum beneidet. Schon im nächsten Moment kann das Kind schon wieder in eine völlig andere Emotion geraten und auch die wieder authentisch und mitreißend ausleben. Natürlich können Eltern in solchen Situationen den Ton nicht „leise drehen“, und der Anspruch, auch einem tobenden Kind mit liebender Güte entgegenzutreten, fordert von manch einem zu viel Geduld und Toleranz. Was aber immer möglich sein sollte, ist Kinder als die zu akzeptieren, die sie sind: Denn Kinder sind mit ihrem Verhalten eben nicht bewusst „gegen“ etwas – sie sind einfach. Sie leben ihre momentane Emotion aus, weil ihnen die Kontrollmechanismen der Erwachsenen noch fehlen.

## Unterschiedlichkeit akzeptieren

Was viele Eltern überrascht, ist die Tatsache, dass Kinder von frühester Kindheit an sehr individuell sind, was ihr Temperament und ihren Charakter betrifft. Natürlich durchlaufen alle Kinder die gleichen entwicklungspsychologischen Stadien. Aber dennoch ist es oft erstaunlich, wie unterschiedlich selbst Gleichaltrige trotz ähnlichem Entwicklungsniveau sind. Dies ist ein weiterer Grund dafür, dass es unmöglich ist, Kinder „nach Rezept“ zu behandeln. Man kann nur hinschauen, akzeptieren und unterstützen. Das bedeutet natürlich nicht, dass man Kindern erlauben soll, alles zu tun, was sie wollen – im Gegenteil! Alle Menschen (auch Eltern) haben das gleiche Recht darauf, in ihrer Eigenständigkeit und ihrem Wesen akzeptiert zu werden, d.h., das Verhalten der Kinder sollte nicht andere Menschen über Gebühr beeinträchtigen. Daraus erwächst die oben beschriebene Gratwanderung und paradoxe Aufgabe der

Eltern: gleichzeitig die Kinder in ihrem Wesen anzunehmen und zu unterstützen – und sie doch zu erziehen; ihnen Regeln im Umgang mit anderen zu vermitteln und ihnen Orientierung zu geben, damit sie später irgendwann erfolgreich ihre eigenen Wege gehen können.

## Mitfühlen und zuhören

Nicht nur im Zusammenleben mit Kindern, sondern auch im Umgang mit guten Freunden oder dem Partner kennt man eine bestimmte Form des kommunikativen Missverständnisses: Jemand kommt zu uns und erzählt von seinen Sorgen, Ängsten oder Problemen. Und obwohl wir den anderen mit guten Ratschlägen, Relativierungen und anderen hilfreichen Hinweisen überschütten, ernten wir keinen Dank, sondern abweisende Reaktionen („Du verstehst mich einfach nicht!“). Manchmal ist es besser, einfach da zu sein, zuzuhören, zu trösten oder auch nur in den Arm zu nehmen.

Aus unserer Sicht ist es dringend geboten, weniger über Kinder zu reden, sondern vielmehr mit ihnen zu kommunizieren! Kommunizieren bedeutet aber nicht, auf die Kinder einzureden. Kommunizieren bedeutet: mitfühlen und zuhören. Statt aufmerksam und offen auf das eigene Kind mit all seinen kindlichen Eigenarten zu schauen, wird oft der Kinderpsychologe oder Pädagoge bemüht. Oder es wird zu Ratgebern gegriffen, um anschließend dem Kind zu erzählen, wie es zu sein hat. Dabei sind, wie wir im Zusammenhang mit den kindlichen Entwicklungsphasen schon gezeigt haben, viele kindliche Verhaltensweisen einfach entwicklungsbedingt – so sehr sie Erwachsene auch manchmal nerven mögen.

Trauen Sie Ihrer Intuition, zeigen Sie Toleranz gegenüber den persönlichkeits- und entwicklungsbedingten Eigenarten ihrer

(und auch anderer) Kinder! Und trauen Sie auch anderen Eltern zu, dass sie das Beste für ihre Kinder wollen! Für alle Menschen ist die Elternschaft ein Abenteuer, das mit vielen Ungewissheiten, Sorgen und emotionalen Achterbahnfahrten gespickt ist. Egal, wie man handelt: Viele Verhaltensweisen und Entscheidungen wird man rückblickend für falsch halten. Umso wichtiger ist es, nicht noch zusätzlich Problemfelder zu eröffnen, wo sie vermeidbar sind.

Es gibt nur wenige andere Herausforderungen, die so große Chancen zu persönlichem Wachstum, Weiterentwicklung, ja Transformation bieten würden wie Elternschaft und Familie. Man sollte sich ganz und gar auf dieses Abenteuer einlassen, denn es *wird* das Leben aller Beteiligten verändern.

## Fazit

# Familie hat Zukunft

Die Familie ist im Wandel. Das klassische Familienmodell, leibliche Eltern mit Kindern aus ebendieser Beziehung, ist auf dem Rückzug. Stattdessen finden wir mittlerweile in einem Viertel aller Familien alleinerziehende Elternteile, Stiefeltern und -geschwister. Die Konsequenz: Es gibt in der Gesellschaft keinen Konsens, keine allgemeingültige Vision mehr davon, was „Familie“ heute ist. Wir haben in Deutschland 668.000 Haushalte mit Kind, bei denen die Erwachsenen als nichteheliche Lebensgemeinschaft zusammenleben, und 1,6 Millionen Haushalte, die von alleinerziehenden Müttern oder Vätern gemanagt werden. Etwa 10 Prozent aller Haushalte mit Kindern können als „Patchwork-Familien“ bezeichnet werden, in denen keine oder nicht alle Kinder aus der aktuellen Lebenspartnerschaft stammen. Auch in klassischen Familien fühlen sich immer mehr Eltern von den staatlichen Institutionen im Stich gelassen, vermissen Unterstützung, während sie sich mit immer weiterreichenden Forderungen rund um Erziehung und berufliche Flexibilität konfrontiert sehen. Insgesamt betrachtet, ist aus Sicht vieler Eltern die Grenze der Belastbarkeit erreicht.

Und tatsächlich ist etwa die Betreuungssituation – der Schlüssel zum erfolgreichen Vereinbaren von Familie und Berufstätigkeit – immer noch von der Haushaltslage und den politischen Mehrheiten des jeweiligen Wohnorts abhängig. Die Höhe der Krippen- oder Kindergartenbeiträge bestimmt beispielsweise nicht selten darüber, ob vom zweiten Einkommen im Haushalt nach Steuern überhaupt etwas übrig bleibt. Auch die Nachmittagsbetreuung der Schulkinder ist noch längst nicht flächendeckend gesichert.

Solange die Kommunalpolitik mit dem Verweis auf fehlende Mittel darüber entscheiden kann, wie Familien ihr Leben zu gestalten haben, sind nationale Pläne zur Zukunft der Kinder Makulatur. Wohlgermerkt: Es geht nicht darum, die professionelle Betreuung zum Standard zu erheben. Wer dies will und dazu in der Lage ist, soll natürlich auch weiterhin seine Kinder selbst betreuen. Es geht vielmehr um die Wahlfreiheit: Eltern sollten die Möglichkeit haben, selbst zu entscheiden, wie sie ihre (Arbeits-)Kraft der Gesellschaft zur Verfügung stellen. Dazu gehört auch, sich von althergebrachten Klischees zu verabschieden. Für Kinder ist es allemal besser, extern betreut zu werden und dabei vielleicht einer Auswahl vielfältiger Aktivitäten nachgehen zu können, als nachmittags alleine zu Hause zu sein. Kinder finden sich schnell in neue Umfelder ein. Schaden entsteht immer dann, wenn sie sich selbst überlassen werden. Und der großen Mehrheit der Kinder gefällt es durchaus in der Nachmittagsbetreuung.

Zu lange hat sich die Politik hinter der auch ideologisch begründeten traditionellen Position versteckt, die Betreuung von Kindern, insbesondere den unter Dreijährigen, könne sowieso nur „richtig“ von der eigenen Mutter übernommen werden. Mit dem Ergebnis, dass sich viele Frauen im gebärfähigen Alter – vor die Alternative gestellt, Kinder zu bekommen oder ihren Beruf weiterzuverfolgen – gegen Nachwuchs entschieden haben.

Man kann hoffen, dass die neuen Initiativen zur Verbesserung der Betreuungssituation nun einen Wendepunkt in der deutschen Familienpolitik einleiten. Fehlende Finanzierungskonzepte und eine halbherzige Qualifizierungspolitik, in deren Rahmen die Ausbildung zur Tagesmutter z.T. in Schnellkursen erfolgt (anstelle wie in anderen Ländern im Rahmen einer fundierten Ausbildung), lassen aber Zweifel an der Nachhaltigkeit



und Ernsthaftigkeit der Bemühungen aufkommen, in Deutschland ein eltern- und familienfreundliches Umfeld zu schaffen. Nach 30 Jahren der Versäumnisse muss die Familienpolitik radikal und grundlegend modernisiert werden. Es geht dabei nicht nur um die längst überfällige Gleichberechtigung der Frauen im Berufsleben, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie oder das individuelle Glück der Eltern. Es geht auch um die Arbeitskräfte der nächsten Generation, die die Ausgaben der Sozial- und Rentenkassen für eine immer älter werdende Gesellschaft finanzieren müssen. Politik für Eltern und Kinder ist damit auch aktive Seniorenpolitik. Vielleicht verhilft diese Sichtweise den Familien zu neuer Wertschätzung in der Gesellschaft.

Auch Eltern können zum Bewusstseinswandel beitragen: Sie können ihren Standpunkt offensiv vertreten. Ob beim Arbeitgeber, Erzieher oder Lehrer, gegenüber anderen Eltern oder Kinderlosen: Eltern haben nicht nur das Recht auf eine eigene Einstellung zu Familie, Kindern und Erziehung sondern können auch zum Bewusstseinswandel beitragen.

Doch nur, wer sich wirklich Gedanken über Erziehung, und Familie macht, wer Ziele formuliert, kann diese auch nach außen vertreten. Dazu gehört auch, immer wieder selbst zu überprüfen, ob man noch auf dem richtigen Weg ist. Um gegebenenfalls gegenzusteuern – oder auch die Ziele neu zu definieren. Denn Familie bedeutet auch stetige Veränderung.

Neben den für Erwachsenen offensichtlichen Bedürfnissen von Kindern wird oft vergessen, dass Fürsorge ein Grundbedürfnis ist. Kinder sind schutzbedürftig, brauchen Wärme und Nähe und das Gefühl, dass jemand für sie da ist. Das heißt nicht, dass Kinder permanent „behütet“ werden müssen, denn damit würden ihre Entwicklungsmöglichkeiten eingeschränkt werden. Es bedeutet aber, dass man sich als Elternteil stets darüber im Klaren ist, was das Kind gerade beschäftigt. Um dies wahrzu-

nehmen, ist eine beiläufige, selbstverständliche Kommunikation unabdingbar. Selbst wenn beide Eltern in Vollzeit berufstätig sind, können 30 Minuten, die den Kindern jeden Tag gewidmet werden, langfristig viel mehr ausmachen als ein gemeinsamer Tag am Wochenende. Denn Kinder leben im Jetzt, sie können ihre Sorgen und Nöte nicht „aufsparen“. Eine tägliche Beschäftigung mit den Kindern, und sei sie auch noch so kurz, gibt ihnen die Chance, zu erzählen, was sie gerade bedrückt oder was sie sich vielleicht zur Unterstützung wünschen. Kinder reden gerne darüber, was sie erfahren, erleben – und welche Probleme sie vielleicht haben. Sie zeigen auch gerne ihre neuesten Errungenschaften, wollen demonstrieren, was sie gelernt haben. Das macht es Eltern prinzipiell leicht, Einblick in die Lebenswelten ihrer Kinder zu haben. Genauso lassen sich viele Probleme schon im Vorfeld identifizieren, kann festgestellt werden, in welchen – realen wie medialen – Umfeldern sich der Nachwuchs bewegt.

Wer erkennt, dass er in Erziehungsfragen Hilfe braucht, soll die natürlich bekommen. Der Masse der Eltern sollte aber durchaus die Souveränität zugestanden werden, selbst zu entscheiden, in welchem Geist sie ihre Kinder erziehen wollen. Entscheidend ist vielmehr, sie zu bestärken, es überhaupt zu tun. Intuitive Erziehung, in der auch mal Fehler passieren, ist sicherlich sinnvoller als ununterbrochene Verunsicherung von Eltern – und als Ergebnis davon orientierungslose Kinder.

## **Familie ist keine Privatsache**

Bleibt die Frage, was außerhalb von Familien und Politik konkret getan werden muss, um den Familien in Deutschland nachhaltig zu helfen. Medien und Werbung etwa können viel dafür tun, indem sie Familienleben in all der Vielfalt thematisieren,

in der es wirklich stattfindet. Indem sie reales Familienleben und nicht verklärte Idyllen präsentieren. Verständnis für das Familienleben zeigt auch, wer die tatsächlichen Probleme der Familien thematisiert und Lösungsansätze liefert. Dazu gehört es, keine falschen Erwartungen zu wecken. Das populistische Aufdecken von Versäumnissen, verbunden mit den obligatorischen Schuldzuweisungen an „den Staat“ oder „die Schule“, hilft dagegen den Familien in ihrem eigenen Alltag überhaupt nicht weiter – im Gegenteil, es bestärkt noch die Wahrnehmung, in einem Kosmos von Problemen zu leben. Doch Stigmatisierung ist nur selten ein Mittel, um Probleme in den Griff zu bekommen. Viel sinnvoller ist es, über Problematisches offen zu reden, aber auch Alternativen anzubieten.

Das gilt auch für das Thema Gewalt: Gewalt ist nun einmal ein Bestandteil der Gesellschaft, Gewaltdarstellungen sind ebenso omnipräsent. Kinder müssen daher rechtzeitig die Chance erhalten, Mechanismen zur Vermeidung von Gewalt zu erlernen. Soweit es mediale Gewalt betrifft, müssen Kindern Kriterien nahegebracht werden, die ihnen die Einordnung von Gewaltdarstellungen ermöglichen.

Nicht nur die Eltern bestimmen, wie es mit den Kindern in Deutschland weitergeht. Mindestens genauso entscheidend ist die Stimmung in der Gesellschaft. Familien haben einen schweren Stand, gerade in einer zunehmend von Individualismus und Hedonismus geprägten Gesellschaft.

Ganz gleich, welche Rolle Sie in dieser Gesellschaft einnehmen: Wir würden uns freuen, wenn Sie durch die Lektüre dieses Buches dazu angeregt wurden, sich stärker mit den Familien in Deutschland auseinanderzusetzen.

## Weiterführende Literatur

### Monographien, Sammelbände und Berichte:

Bertram, Hans (2008): Mittelmaß für Kinder. Der UNICEF-Bericht zur Lage der Kinder in Deutschland. Orig.-Ausg. München: Beck (Beck'sche Reihe, 1790).

Bundesministerium für Familie, Senioren Frauen und Jugend (Hg.) (2006): Einstellungen zur Erziehung. Kurzbericht zu einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage im Frühjahr 2006. Online verfügbar unter <http://www.ifd-allensbach.de>

Bundesministerium für Familie, Senioren Frauen und Jugend (Hg.) (2008): Familienmonitor 2008. Online verfügbar unter <http://www.bmfsfj.de>

Bundesministerium für Familie, Senioren Frauen und Jugend (Hg.) (2008): Nationaler Aktionsplan „Für ein kindergerechtes Deutschland 2005 - 2010“. Zwischenbericht. Online verfügbar unter <http://www.bmfsfj.de>

Bundesministerium für Familie, Senioren Frauen und Jugend (Hg.) (2008): Nationaler Aktionsplan für ein kindergerechtes Deutschland 2005 –2010. Online verfügbar unter <http://www.bmfsfj.de>

Goleman, Daniel; Griese, Friedrich (2008): Emotionale Intelligenz. Ungek. Ausg., 20. Aufl. München: Dt. Taschenbuch-Verl. (dtv, 36020).

Gruner+Jahr, Redaktion ELTERN (Hg.) (2008): Das Lebensgefühl junger Eltern. Eine repräsentative Untersuchung im Auftrag der Zeitschrift ELTERN. Online verfügbar unter [www.eltern.de](http://www.eltern.de)

Hradil, Stefan (2006): Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.

Hradil, Stefan; Schiener, Jürgen (2005): Soziale Ungleichheit in Deutschland. 8. Aufl., Nachdr. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.

Hurrelmann, Klaus (2006): Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag (Fischer-Taschenbücher, 17213).

Institut für Demoskopie Allensbach: Vorwerk Familienstudie 2007. Herausgegeben von Vorwerk & Co. KG. Online verfügbar unter <http://www.familienmanagerin.de>

Kabat-Zinn, Myla; Kabat-Zinn, Jon (2007): Mit Kindern wachsen. Die Praxis der Achtsamkeit in der Familie. 2. Aufl. Freiamt im Schwarzwald: Arbor-Verl.

Kerlen, Dietrich; Rath, Matthias (2005): Jugend und Medien in Deutschland. Eine kulturhistorische Studie. Weinheim: Beltz (Beltz Pädagogik).

Kinderreport Deutschland 2007. Daten, Fakten, Hintergründe (2007). Freiburg im Breisgau: Velber Verlag.

Marci-Boehncke, Gudrun; Rath, Matthias (2006): Jugend - Werte - Medien. Der Diskurs. Weinheim: Beltz (Beltz Pädagogik).

Marci-Boehncke, Gudrun; Rath, Matthias; Röcker, Timo (2007): Jugend - Werte - Medien: die Studie. Weinheim: Beltz (Beltz-Pädagogik).

Merkle, Tanja; Wippermann, Carsten (2008): Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten ; eine sozialwissenschaftliche Untersuchung von Sinus Sociovision GmbH im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. Stuttgart: Lucius & Lucius.

Nave-Herz, Rosemarie (2007): Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. 3., überarb. und erg. Aufl. Darmstadt: Wiss. Buchges.

Peuckert, Rüdiger (2008): Familienformen im sozialen Wandel. 7., vollst. überarb. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. (Lehrbuch).

Vester, Michael (2006): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. 1. Aufl., vollständig überarb., erw. und aktualisierte Fass. der zuerst 1993 im Bund-Verl. erschienen Ausg., [Nachdr.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1312).

Volz, Rainer; Zulehner, Paul M (2009): Männer in Bewegung. Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland ; ein Forschungsprojekt der Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands und der Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl. (Forschungsreihe / Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 6).

Winterhoff, Michael; Tergast, Carsten (2009): Warum unsere Kinder Tyrannen werden. Oder: die Abschaffung der Kindheit. 23. Aufl. Gütersloh: Gütersloher Verl.-Haus.

### Websites:

[www.familienhandbuch.de](http://www.familienhandbuch.de)

[www.klicksafe.de](http://www.klicksafe.de)

[www.bmfsfj.de](http://www.bmfsfj.de)

[www.insm-kindergartenmonitor.de](http://www.insm-kindergartenmonitor.de)